Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 10 — Gotha, 17. Mai 1930 — 44. Jahrgang

Inhalt: Der Andere und Ich [Sp. 457] — Die neue „Lebensordnung" der preußischen Landeskirche [Sp. 459] — Professor Heiler und die apostolische Sukzession [Sp. 476] — Der Unfug der Sonntagsschule [Sp. 481] — Kreuz und Schwert. Zu dem Aufsatz: Das Kreuz Christi [Sp. 481] — Calvinisierung und Lutheranisierung (Mackintosh) [Sp. 483] — Bemerkungen zu zwei Werken über das Christentum (Classen, Schaafhausen) [Sp. 485] — Die Religionen der Erde (Much u. A.) [Sp. 487] — Le beau nom de Voltaire [Sp. 488] — Des Satans oder Gottes Sonne (Bernanos). Erste Hälfte [Sp. 493] — Bücher und Schriften: Das ewige Rauschen (Bockemühl); Reiner Maria Rilke (Andreas Salome); Das Menschengesicht (Picard); Menschen der Zeit (Langewiesche) [Sp. 497] — Ein Brief an den Herausgeber [Sp. 499] — Von der deutschen Heidenmission [Sp. 499] — Wöchentliche Chronik [Sp. 500] — Verschiedenes: Vom Antikirchentag der Kommunisten; Eine Kinderzeitung zum 18. Mai; Kleine Mitteilungen [Sp. 501] — Auf die Deiche [Sp. 503] — Versammlungskalender [Sp. 504] — Anzeigen

Der Andere und Ich

Der Andere und ich ... ich oder der Andere. Es ist eine Gegenüberstellung schärfster Art, denn in ihr versinnbildlicht sich das vereinigende und das trennende Prinzip.

Zwei Bindeworte!! Davor steht die Menschheit an ihrem Scheideweg. Der eine Weg führt zum Leben, der andere ... zum Tod.

Der Andere und Ich.

Die so sagen, das sind heute Wenige, das sind heute die, die man Utopisten, Phantasten, Narren nennt.

Aber sie sind die eigentlich Hellsehenden, Erkennenden, sind die logischen Denker, sie sinds, die einen Mut haben.

Diejenigen, die schreien: Ich zuerst!! Ich will leben!! und den Nebenmenschen die Existenzmöglichkeiten aus den Händen reißen, das sind in Wahrheit die Utopisten, weil sie eine Unmöglichkeit nicht nur wollen, sondern auch schaffen.

Ist es nicht so, daß wir heute vor einer Unmöglichkeit stehen und nicht wissen, wie wir das Morgen wirtschaftlich bewältigen werden??

Woher ist das gekommen?? Aus keiner anderen Ursache, als aus dem: Ich oder der Andere.

Der Existenzkampf, der uns stündlich vor Augen steht, ist nicht eine Sache, die irgendwie im Naturgesetz, im rein kosmischen verankert ist, sondern er ist ein Zustand, der durch die Leidenschaften und durch die Gedankenlosigkeit der Menschen künstlich geworden ist.

Jeder frägt sich: wie soll es weiter gehen? Frauen kämpfen mit den Männern um Stellungen, Männer taumeln mit vagen Entwürfen und Plänen ihrem Berufe nach, von dem sie nicht mehr sagen können, daß er ihnen ein ruhiges Alter garantiert.

Auch die Reichen sind nicht mehr reich, denn aller Reichtum von heute ist kein Reichtum mehr im Sinne einer für Generationen geschaffenen Lebensgrundlage.

Der Existenzkampf ist nichts anderes, als die schreckliche Auswirkung eines hundert und hundertjährigen Egoismus.

Die ganzen unhaltbaren Zustände sind so plastisch auf die große Leinwand des Weltgeschehens hingemalt, von der Hand Gottes, mit dem Pinsel der zwingendsten Logik, daß die Menschheit schaudern stehen müßte vor diesem Bilde ihres zeitlichen Untergangs.

Seht sie??? Denkt sie?? Sie rast weiter auf dem Weg, unaufhaltsam zum Abgrund und ... Egoismus ist Trumpf.

Du und Ich. Altruismus. Zuerst Du, dann Ich.

Ein Lachen ist die Antwort, von denen, die es hören oder lesen. Einige nicken mit den Köpfen, aber es gleitet ab, die nächste Tagesfrage, und wäre es eine Bagatelle, spült die ganze Erkenntnis des Augenblicks wieder weg. Sie hören es und tun ... nichts.

Das Rad rollt. Ein Jeder fürchtet sich in die Speichen zu fallen: soll ich es aufhalten, daß es über mich weggeht und mich zermalmt?

Was kann ich der Einzelne helfen, wenn einmal die Menschheit schon so ist? Blättern wir die Geschichte zurück. Immer in Intervallen von tausend Jahren sind Wegweiser aus dem Boden gewachsen.

Die Menschheit schwankte an ihnen vorbei, weiter über ... Rom nach Golgatha.

... Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst!!! dann ein sinkendes, dorngekröntes Haupt und ... Nacht. Die Kreuzsilhuett hoch und plastisch über der geistigen und wirklichen Dämmerung der Erde.

Sie schauen einen Moment auf, die Menschen. Jahrhunderte rollen sich ab, wie verwehende Blätter vom Baum. Sie schlagen ein Kreuz und taumeln weiter und Egoismus ist ... Trumpf.

Sie reden und sagen: Altruist sein ... komisch ... das ist ja nicht möglich. Wohl ist es möglich. Egoismus ist ein Prinzip, Altruismus ist ein anderes Prinzip. Kann man das eine leben, warum soll man das andere nicht leben können? Wenn das eine Prinzip die Menschheit immer wieder in Katastrophen hineindrängt, die nichts anderes sind als Krankheitserscheinungen im Auflösungsprozeß, warum versucht man nicht das andere Prinzip?

Wenn das eine, wie erwiesen, Sterben bedeutet, kann das andere nicht Leben bedeuten?

Das Leben, wie es heute ist, hat die schwarze Fahne an dem ungeheuren Maste aufgezogen, der von der Erde in die Sterne ragt, und dieses schwarze Tuch weht über dem Erdball und verkündet das Ende einer Menschheit, die nicht leben kann, weil sie ihre Kräfte aufzehrt in der Reibung der Einzelindividuen, der Einzelstaaten, der Einzelvölker und Rassen, und alle Energien, die ihrer gesunden Fortentwicklung dienen sollen in dieser unausgesetzten Reibung verbraucht werden. Die Zersplitterung ihrer Kräfte in diesem Gegeneinander schwächt ihren Pulsschlag, der ihrem Leben dient und eine solche herzschwache Menschheit gleicht einem Greis, der sich zum Sterben anschickt.

Egoismus ist Triumpf. Egoismus ist Sieger.

Ist ers nicht? Steht nicht hohnlachend die personifizierte Ichsucht über dem zertretenen Europa und schreit über die Rasenden ihren Sieg aus?

Nun noch ein Wort über den Altruismus an sich.

Das Teilen ist eine Sache, die sehr einfach ist. Das Geteilte wird kleiner, aber mehr, und das kleiner gewordene

Stück sättigt den, der geteilt hat, doch auch und der Andere hat auch ... ergo ist Alles befriedigt.

Nun muß das nicht so wörtlich genommen werden, aber wer wenig hat, gibt wenig, wer Überfluß hat, gibt mehr, und dann kann man ja auch psychische Werte geben: ein liebes Wort, einen Trost. Nur nicht das Aus dem Weg stoßen, nur nicht das: Bloß über meinen Leichnam geht der Weg zu diesem oder jenem Gewinn oder Erfolg. Ein wenig hilfbereite Hände nur.

Wenn Jeder nur ein wenig an die denkt, die zunächst um ihn sind, außer seinen Blutsverwandten, ist schon etwas gewonnen. Aus lauter kleinen Kreisen wird der große Kreis der Liebe, der die Erde umfassen soll, so, wie es Christus gemeint hat. Aus lauter kleinen Einzelmomenten, belanglos fast in ihrer Kleinheit und Alltäglichkeit baut sich das große Menschheitsgefühl auf, steigt empor der Gottgedanke der Menschenliebe.

Die unfruchtbar gewordenen wirtschaftlichen Fragen lösen sich, die Todeskeime, die Bazillen im gesunden Körper der Menschheit, Haß, Neid, Geldsucht, Gewinnsucht, Wucher verschwinden; das materielle Leben, zurückgewiesen in die naturgesetzmäßige Bahn, wird aufhören, die einzig latente Frage des Tages zu sein; die freigewordenen Energien können sich dem geistigen Leben der Menschheit und somit ihrer natürlichen Aufgabe zuwenden; denn nicht das Materielle, sondern das Geistige ist das Primäre.

Logik ist notwendiger als Essen und Trinken. Es gibt so zwingende Forderungen, aus gesteigerten Gefahren entstehend, die einfache Reflexbewegungen nach sich ziehen. Es ist eine Reflexbewegung, einer Gefahr auszuweichen, wenn man die erkannt hat ... diese Reflexbewegung müßte sein: Egoismus ist gleich Tod. Altruismus muß sein gleich Leben.

Man kann nicht erwarten, daß irgendein Genie von Staatsmann aufsteht und die Verhältnisse umschafft. Die Gesundung muß von innen kommen. Nicht stehen und warten. Jeder bei sich im kleinen Wirkungskreis anfangen ein Altruist zu werden, er braucht sich nicht arm zu schenken, er braucht in seinem Herzen nur ein wenig Liebe und Teilnahme zu seinem Mitmenschen erzeugen, das ist Alles. Die Vernunft und die doch nie ganz sterbende Ichsucht sagen ihm dann schon, wie weit er gehen darf mit seiner Hilfe. Dann wird es mit der Zeit anders werden, das Warten, bis die Änderung der Verhältnisse vom Himmel kommt, das hat keinen Sinn.

Burg Schleinitz Maria Anna v Sazenhofen

Die neue „Lebensordnung" der preußischen Landeskirche

Vorgeschichte — Vorlage — Kritik: 1. Stil — 2. Aberkennung kirchlicher Rechte und Versagung kirchlicher Handlungen; Die „festen Maßstäbe"; Die „kleinen Zuchtmittel"; Konfirmation — 3. Das Bedürfnis nach Sicherungen — Die entscheidenden Aufgaben — Der Sinn der Opposition

Die Generalsynode der preußischen Landeskirche hat soeben eine „Ordnung des kirchlichen Lebens" mit großer Stimmenmehrheit angenommen, die sehr einschneidende Bestimmungen über die Gewährung und Versagung kirchlicher Rechte und kirchlicher Handlungen enthält. Wenn diese Ordnung durchgeführt wird, wird sie sehr bald die ernste Beachtung auch weiterer Kreise finden und ein lebhaftes Für und Wider der Meinungen wird um sie entbrennen.

Die Vorgeschichte

Diese Ordnung des kirchlichen Lebens hat eine Vorgeschichte. Die bisher noch gültigen Gesetze, vor allem das „Kirchengesetz betreffend die Trauungsordnung" vom 27. Juli 1880 und das „Kirchengesetz betreffend die Verletzung kirchlicher Pflichten in bezug auf Taufe, Konfirmation und Trauung" vom 30. Juli 1880 und verschiedene provinzialkirchliche Sonderregelungen, vor allem in der Provinz Sachsen, haben sich, je länger desto mehr, als veraltet erwiesen. Insbesondere waren die Bestimmungen über die Formen der „kleinen Kirchenzucht" bei der Trauung, Gewährung der kirchlichen Ehren und die Bestimmung, daß die Gewährung des Begräbnisses mit kirchlichen Ehren den Selbstmördern im allgemeinen zu versagen sei (Verordnung vom 18. Juli 1884), nicht mehr durchführbar, da sie nicht mehr von dem allgemeinen Bewußtsein und einer verpflichtenden Sitte getragen waren. Auch sah sich die Kirche durch die wachsende Zahl der aus der Kirche Ausgetretenen vor ganz neue und schwerwiegende Fragen gestellt. Dadurch entstand eine allgemeine Unsicherheit; je ernster in einzelnen Gemeinden versucht wurde die alten Ordnungen durchzuführen, desto schwerer war oft das Gewissen der Pfarrer durch den Eindruck peinlicher Unwahrheit belastet. Daß die Bestimmungen im einen Ort so, im Nachbarort anders oder gar nicht angewendet wurden, konnte auch nicht das Ansehen der Kirche erhöhen. Es ist begreiflich, daß eine große Anzahl von Pfarrern und Gemeinden in sehr dringlicher Weise nach einer festen Regelung verlangten, die eine gewisse Einheitlichkeit gewährleistet und dem Pfarrer bei seinem Versuch, schlimmen Mißständen und Mißbräuchen zu wehren, den nötigen Rückhalt verleiht. Diese zahlreichen Wünsche hatten die vorige Generalsynode zu dem Beschluß veranlaßt: „Alle Anträge betreffend Kirchenzucht werden dem Kirchensenat als Material zu einer für das Gewissen der lebendigen Gemeinde notwendigen Kirchenzuchtvorlage überwiesen, insbesondere mit dem Wunsch, die Kirchenzuchtmittel derart auszugestalten oder neu zu schaffen, daß sie als wirksamer Schutz gegen solche Gemeindeglieder dienen können, die sich nachweislich kirchenfeindlich betätigen." Der Kirchensenat hatte die Ausarbeitung einer solchen Ordnung einem Ausschuß übertragen, der in den letzten anderthalb Jahren in einer Reihe von zum Teil mehrtägigen Sitzungen darüber beraten hat. Als Ergebnis der Verhandlungen in diesem Ausschuß und im Kirchensenat selber legte der Kirchensenat der Generalsynode den Entwurf einer „Ordnung des kirchlichen Lebens" vor, der zwar am 9. Januar in einer Sitzung des Kirchensenats festgestellt war, aber den Mitgliedern der Generalsynode erst in den allerletzten Tagen vor dem Zusammentritt der Synode zuging.

Die Vorlage

Dieser Entwurf war etwas Anderes geworden, als die vorige Generalsynode unmittelbar gefordert hatte. Der Schutz gegen kirchenfeindliche Gemeindeglieder war in den Hintergrund getreten, war jedenfalls nur ein Gesichtspunkt neben anderen geworden. Das Wort „Kirchenzucht" war bewußt vermieden und an die Stelle einer „Kirchenzuchtvorlage" eine „Ordnung des kirchlichen Lebens" überhaupt getreten, die nach allen Seiten ausführen wollte, was als Ordnung und Sitte in der evangelischen Kirche der altpreußischen Union gelten soll. In den Vorverhandlungen war der Gedanke aufgetaucht, nebeneinanderzustellen eine rein seelsorgerlich gehaltene Kundgebung, die die Gemeinden zum rechten Verständnis des kirchlichen Lebens und zur Pflege guter Sitte und Ordnung anleiten sollte, und ein eigentliches Kirchengesetz, das unter Aufhebung der alten „obsoleten", d. h. nicht mehr durchführbaren Bestimmungen und Observanzen die nötigen gesetzlichen Regelungen über Aberkennung des kirchlichen Wahlrechts, des Patenrechts und Versagung von kirchlichen Handlungen enthalten sollte. Dieser Gedanke ist bewußt fallen gelassen worden. Der Entwurf des Kirchensenats verflocht die seelsorgerlichen Ausführungen und die gesetzlichen Bestimmungen. Das Ganze sollte eben nicht „Kirchengesetz" heißen, sondern „Ordnung des kirchlichen Lebens". Die Bezeichnung

„Kirchenregel" war abgelehnt worden, der Name „Kirchenordnung", der vielen als der geeignetste erschienen war, schien wegen der Verwechslung mit der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung nicht möglich; das Bedürfnis nach einer gesetzlichen Regelung fand seinen Ausdruck in einem Rahmengesetz, das den Bestimmungen der „Ordnung des kirchlichen Lebens" „soweit sie die Voraussetzung für die Gewährung oder Versagung von Amtshandlungen, die Aufnahme und den Austritt Erwachsener, die Zuständigkeiten oder den in Abschnitt X geregelten Schutz der kirchlichen Ordnung betrifft", kirchengesetzliche Kraft verleiht.

Als ich auf der Fahrt nach Berlin diese „Ordnung des kirchlichen Lebens" zum ersten Mal las, machte mich der Stil des Ganzen und vieles Einzelne, was darin enthalten ist, bedenklich, und diese Bedenken haben sich im Laufe der Beratungen nur verstärkt. Ich habe, um das vorwegzunehmen, in dem „innerkirchlichen" Ausschuß, der mit dieser Sache betraut war, gegen diesen Entwurf gekämpft, habe im Plenum dagegen gesprochen und habe zu der Minderheit von etwa 25 Abgeordneten gehört, die gegen die Annahme dieser Ordnung stimmten.

Der Widerstand gegen diese Ordnung bedeutet nicht, wie der Opposition in der Generalsynode immer wieder vorgeworfen worden ist, einen Widerstand gegen kirchliche Ordnung überhaupt. Wir können Willkür und Chaos in keinem Sinn für einen wünschenswerten oder tragbaren Zustand halten. Wir sehnen uns nach wirklicher Ordnung des kirchlichen Lebens, nach Sitte und Zucht. Wir wünschen, daß allem kirchlichen Handeln so viel Sicherheit, Würde und Ernst innewohne als nur möglich. Und wir freuen uns jeder Regelung, die der Sinnentleerung und dem Mißbrauch der kirchlichen Handlungen wehren kann. Wir meinen auch keineswegs, daß man alle hier auftauchenden Fragen dem subjektiven Ermessen der einzelnen Pfarrer überlassen kann, sondern daß es Richtlinien geben muß, an denen solche subjektiven Entscheidungen gemessen werden können, und daß es für bestimmte Fälle auch klare, gesetzliche Regelungen geben muß. Der Widerstand der Opposition in der Generalsynode hatte wirklich nichts zu tun mit der Stimmung einer Jugend, die alles, was von der Kirche und ihrer Institution kommt, überhaupt ablehnt und bekämpft. Man muß es festhalten, daß auch die Kritik, die von den Freunden der Freien Volkskirche kam, mit keinem Wort einen religiösen Individualismus gegen die Kirche als solche und ihre Ordnung verteidigte. Der Widerstand wendet sich ausschließlich gegen diese uns vorgelegte und von dem Ausschuß in vielen Einzelheiten verbesserte Vorlage.

Kritik: I. Der Stil

Die Kritik betrifft zunächst den Stil des Ganzen. Dieser Stil ist auch von keinem Freund der Vorlage als beglückend oder vorbildlich bezeichnet worden. Ist es zu viel verlangt, wenn man der Meinung ist, daß eine Kirche, die sich „die Kirche des Wortes" nennt, auch auf die Wortgestaltung ihrer öffentlichen Kundgebungen etwas mehr Sorgfalt verwenden müßte? Wer kann einen solchen Satz verstehen: „Die Trauung darf nicht gewährt werden, wenn eine Eheschließung als sündhaft erklärt werden muß, weil eine Scheidung vorhergegangen ist, die nach allgemeinen evangelischen Grundsätzen als berechtigt nicht anerkannt werden kann" (Text der Vorlage). Oder: „Wer nach staatsgesetzlichen Vorschriften (so die Vorlage; endgültige Fassung: in staatsgesetzlich geregelter Form) aus der Kirche austritt, oder wer durch ausdrückliche Erklärung oder durch Teilnahme an solchen Religionshandlungen, durch die andere Religionsgemeinschaften sich wesentlich von der evangelischen Kirche unterscheiden, seinen Übergang zu einer anderen Religionsgemeinschaft betätigt, scheidet damit aus der Gemeinschaft der evangelischen Kirche aus." Das ist rund heraus gesagt schlechtes Juristendeutsch.

Aber es soll ja doch eine „Ordnung des kirchlichen Lebens" sein. Es soll ja, wie uns immer wieder versichert worden ist, nicht „Gesetz" sein; es soll gerade der Charakter gesetzlicher Ordnung durch einen seelsorgerlichen Ton vermieden werden. Darum stehen nun zwischen diesen gesetzlichen Bestimmungen gute, innerliche Worte über den Sinn der Taufe, über die Voraussetzungen einer rechten christlichen Ehe, über die Verantwortung des christlichen Hauses für die Erziehung der Kinder, und dieses Bemühen um einen innerlichen, frommen Ton hat dann an einzelnen Punkten zu einer pastoralen Feierlichkeit geführt. „Hat der Herr über Leben und Tod ein Gemeindeglied abgerufen, so will in der Stunde der Trauer und des Abschiednehmens die Kirche den Angehörigen des Verstorbenen mit dem Trost des göttlichen Wortes und der Bezeugung des christlichen Glaubens nahe sein"; — und dann folgen die Bestimmungen, in welchen Fällen die kirchliche Bestattung zu versagen ist und bei welchen (sehr verschiedenen) Stellen gegen eine solche Entscheidung Berufung eingelegt werden kann. Es war von überwältigendem Eindruck, als einer der Generalsuperintendenten einfach den ersten und den letzten Satz dieser kirchlichen Lebensordnung vorlas: „Der evangelische Christ steht in der Gemeinschaft seiner Kirche. In dieser Gemeinschaft soll er der Gnadengaben seines Gottes teilhaftig werden." ... „Alle hier vorgesehenen Berufungen sind an eine Frist von 14 Tagen gebunden." Das ist in der Tat, wie Jemand boshaft gesagt hat, „ein Gesetz mit etwas Religion", „eine stilistische Kreuzung von Zion und Moabit". — Nimmt man noch dazu, daß selbst die juristischen Gesetze nicht überall eindeutig klar sind, so daß selbst sehr maßgebliche Persönlichkeiten einzelne Sätze völlig verschieden verstanden haben, so hat man den Eindruck eines Dokuments, das zunächst seiner Form nach kein Ruhmesblatt für die evangelische Kirche ist. Es ist in kleinem Kreis sehr ernst davon gesprochen worden, daß die Kirche jetzt, wo sie zum ersten Mal berufen ist ihre eigenen Lebensformen zu finden, auch einen eigenen Stil, einen wahrhaft kirchlichen Stil solcher Kundgebungen, solcher volkstümlicher Ordnungen finden müsse. Die „Ordnung des kirchlichen Lebens" zeigt leider, daß die Kirche diesen *ihren* Stil noch nicht gefunden hat.

Aber es handelt sich hier, bei dieser Frage, ja wirklich nicht nur um die stilistische Einheit und um die sprachliche Gestaltung. Es handelt sich vielmehr um die Aufgabe, eine solche „Ordnung des kirchlichen Lebens" so zu gestalten, daß darin der evangelische Charakter der „evangelischen" Kirche unmißverständlich und zeugniskräftig zum Ausdruck kommt. Es ist leider zu sagen, daß diese Aufgabe durch entgegenstehende Tendenzen durchkreuzt und verdunkelt ist. Wenn wir im Ausschuß an einzelnen Äußerungen Anstoß nahmen, so wurde uns oft von den Sachverständigen — und zwar nicht nur von Juristen — zum Lob dieser fragwürdigen Ausdrücke gesagt, daß diese Ausdrücke wörtlich aus den alten Gesetzen übernommen seien. Aber wir fragen: Darf die Kirche heute in einer Sprache reden, in der sie vor 50 Jahren reden konnte und vielleicht reden mußte, in einer Zeit, in der die Kirche, viel enger mit dem Staat und seiner Rechtsordnung verkoppelt, selber noch etwas von dem Charakter einer moralischen Polizeiverwaltung an sich trug? Einige besonders schlimme Stellen sind durch die mühselige Arbeit der Kommission in erfreulicher Weise verbessert worden; die Kommission hat sich zum Glück die Meinung nicht zu eigen gemacht, es sei eine besondere Zierde dieser kirchlichen Lebensordnung, wenn sie sich möglichst in der Sprache der Gesetze von 1880 bewegt. Aber mindestens an einem Punkt zeigt auch die jetzige Fassung, wie sehr eine wirkliche kirchliche Ordnung durch die Nachwirkung

einer früheren Lage der Kirche erschwert und gefährdet wird. Es heißt in dem Abschnitt von der Trauung: „Der Trauung geht ein einmaliges Aufgebot, das aus Abkündigung und Fürbitte besteht, im sonntäglichen Gottesdienst voraus." Auch die Kirchenjuristen gaben zu, daß die Proklamation vor der Trauung heute „fast ausschließlich" den Sinn der Fürbitte habe, und daß die andere Bedeutung der Proklamation, nämlich die Frage nach etwaigen Einsprüchen, praktisch keine Rolle mehr spiele. Nur es ist wirklich nicht einzusehen, warum die Fürbitte nur im Zusammenhang mit der Trauung, nicht aber im Zusammenhang mit der Taufe und mit den Todesfällen in der Gemeinde sinnvoll und berechtigt ist. Aber dort, in den Abschnitten über Taufe, Konfirmation und Bestattung, ist von einer solchen Fürbitte natürlich nicht die Rede. Das mag eine harmlose Kleinigkeit sein, aber sie ist typisch dafür, wie sehr diese ganze Ordnung mehr an alten Rechtsverhältnissen als an dem Wesen der Kirche und dem Sinn ihres Handelns orientiert ist.

2. Die Aberkennung kirchlicher Rechte und die Versagung kirchlicher Handlungen

Viel schwerer wiegt ja die andere Frage, in welchen Fällen irgendwelche kirchlichen Rechte abzuerkennen oder zu versagen sind. Von einem Ausschluß aus der Kirche ist nicht die Rede. Mit Recht ist, wie es in der Begründung des Entwurfs hieß, der Gedanke eines förmlichen Ausschlusses, eines „kleinen Bannes", abgelehnt worden. (Wie wenig freilich auch in diesem Punkt volle theologische Klarheit bestand, wurde blitzartig klar, als in der Aussprache — ohne daß ein Widerspruch laut geworden wäre! — diese Stellungnahme des Kirchensenats mit dem Satz begründet wurde: „Einen Ausschluß aus der Kirche, *also aus der Gemeinschaft Jesu Christi*, kann es auf evangelischem Boden nicht geben." Man wird mir schwerlich widersprechen, wenn ich wage zu sagen, daß das eine gut katholische Auffassung von dem Wesen der Kirche ist.)

Also einen solchen Kirchenbann gibt es nicht; aber es gibt Aberkennung der kirchlichen Rechte und Versagung der kirchlichen Handlungen. Die Opposition hat den Standpunkt vertreten, daß es etwas grundsätzlich Anderes ist, ob die Kirche einem ihrer Glieder das aktive oder passive Wahlrecht oder das Recht Pate zu sein aberkennt, oder ob sie ihm eine von ihm erbetene kirchliche Handlung verweigert. Es ist ganz in der Ordnung, daß die Kirche in bestimmten juristisch faßbaren Fällen das Recht, gewählt zu werden und zu wählen, versagt. Es ist ein Unding, wenn solche Menschen wählen oder sogar gewählt werden können, die sehr deutlich ihre Gleichgültigkeit gegen alle kirchliche Sitte oder ihre offene Verachtung gegen die Kirche und ihre Botschaft bekundet haben. Niemand verkennt die Notwendigkeit, daß diese Fälle durch ein Kirchengesetz geregelt werden. Schon etwas anders liegt die Sache beim Patenrecht. Wenn der von einer Seite gemachte Vorschlag, nur Glieder der evangelischen Kirche als Paten zuzulassen, von allen anderen Seiten als praktisch undurchführbar abgelehnt wurde, dann entsteht der seltsame Zustand, daß die Kirche zwar ihren eigenen Gliedern unter Umständen das Patenrecht aberkennt, aber bei derselben Taufe Katholiken oder Glieder irgendeiner Sekte zulassen muß, ohne sie auf ihre Würdigkeit im mindesten prüfen zu können.

Aber die entscheidende Frage ist die, ob die Kirche das Recht und die Pflicht hat, in bestimmten Fällen Amtshandlungen, die von ihr begehrt werden, Taufe, Trauung, Bestattung oder das heilige Abendmahl zu verweigern. Wer diese Frage nicht aus grauer Theorie, sondern aus der Verbindung mit der kirchlichen Praxis heraus sieht, der kennt die ungeheure Not, daß das Handeln der Kirche in ungezählten Fällen herabgewürdigt und entleert ist zu einer äußeren Form. Er kennt das Seufzen des Pfarrers: Wenn ich nur dieses Kind nicht taufen, dieses „Brautpaar" nicht trauen, an diesem Grab nicht sprechen müßte! Und er wird nicht leugnen, daß es Fälle gibt, wo ein Pfarrer aus gewissenhafter Überlegung heraus eine solche Amtshandlung versagen muß. Freilich: wann ist dieser Fall gegeben? Bei den Beratungen in der Generalsynode ist von mehreren Seiten, wie ich glaube mit Recht, der Standpunkt vertreten worden, daß diese kirchlichen Handlungen nur unter zwei Voraussetzungen verweigert werden dürfen. Wenn die Kirche damit Ernst macht, daß ihr Handeln nicht als ein opus operatum wirkt, also abgesehen davon, ob die, denen es gilt, auch innerlich beteiligt sind, so wird jedes Handeln der Kirche sinnlos, bedenklich und anstößig, wenn Grund besteht zu der Annahme, daß die beteiligten Menschen gar nicht wirklich das Wort der Kirche, ihre Verkündigung, ihre Fürbitte, ihr segnendes Handeln begehren. Darum muß z. B. — und dieser Fall ist mit Recht in der neuen „Ordnung des kirchlichen Lebens" erwähnt — eine Trauung dann versagt werden, wenn „von einem der Eheschließenden ... nicht angenommen werden kann, daß ihm das bei der Trauung abzulegende Gelöbnis ein ernstes Anliegen vor Gott ist." Ich würde es für noch richtiger halten diesen Satz positiv zu fassen. In Fällen, wo wir annehmen mußten, wo wir uns dem zwingenden Eindruck nicht entziehen konnten, daß das Handeln der Kirche den Beteiligten kein inneres Anliegen, sondern eine höchst gleichgültige weltliche Sache, ein bloßer Akt gesellschaftlicher Ehre ist, haben wir als Pfarrer versucht die Menschen zum Verzicht auf die kirchliche Handlung zu bewegen und haben uns im Notfall geweigert zu taufen, zu trauen oder eine kirchliche Bestattung zu halten. Zum andern: Wenn die Kirche damit Ernst macht, daß all ihr Gottesdienst Gottesdienst der Gemeinde ist und ihr Handeln getragen sein muß von der inneren Beteiligung und Fürbitte der Gemeinde, also nicht bloß die Funktion eines kirchlichen Apparates sein darf, dann ist offenbar ein kirchliches Handeln auch dann sinnwidrig und bedenklich, wenn es in der Gemeinde „Ärgernis erregen würde", d. h. wenn die Gemeinde das Bewußtsein hätte, daß sie durch dieses kirchliche Handeln in ihrer eigenen Existenz bedroht würde und darum es ablehnen müßte hier das Wort des Pfarrers mit ihrem Willen und ihrer Fürbitte zu tragen. Dabei mag vielleicht das Urteil der Gemeinde fragwürdig, ihr Gewissen ein irrendes sein; man mag den Wunsch haben die Gemeinde eines Besseren zu belehren, wird aber das selten doch angesichts eines einzelnen dringenden Falles erreichen. Gegen den ausgesprochenen Willen der Gemeinde und ihrer geordneten Vertretung eine kirchliche Handlung zu vollziehen, scheint mir durch den Grundgedanken der evangelischen Gemeinde ausgeschlossen und verboten zu sein.

Das würde also heißen, daß kirchliche Handlungen dann versagt werden müssen, wenn der Pfarrer bei gewissenhafter Prüfung der Lage zu der Überzeugung kommt, daß diese Menschen gar nicht ernsthaft die Verkündigung und die segnende Fürbitte der Kirche begehren oder daß die vollzogenen Handlungen Ärgernis in der Gemeinde erregen müßten.

Die „festen Maßstäbe"

Aber ist damit nun nicht viel zu viel in das subjektive Ermessen des Pfarrers gelegt? Sind unsere Pfarrer im Durchschnitt so gut gerüstet für die Aufgabe seelsorgerlichen Urteils, daß man diese Frage überhaupt in jedes einzelnen Pfarrers Hand legen darf? Muß der Pfarrer nicht feste Maßstäbe an der Hand haben, nach denen er sich einfach zu richten hat, auf die er sich auch gegenüber den Betroffenen und ihrem Anhang berufen kann? Wir glauben es gerne, was uns die Vertreter des Evangelischen Oberkirchenrats immer wieder gesagt haben, daß gerade aus den Pfarrerkreisen nach solchen festen Maß-

stäben, nach bindenden Ordnungen für die Versagung der kirchlichen Handlungen gerufen werde. Die vorliegende „Ordnung des kirchlichen Lebens" hat diesem Verlangen nachgegeben, und es ist dabei herausgekommen, was dabei herauskommen mußte. Es gibt nämlich nur zwei Möglichkeiten, die Fälle äußerlich festzulegen, in denen das Handeln der Kirche versagt werden muß:

Man macht zum Maßstab die äußere Stellung zur Kirche und die Erfüllung bestimmter kirchlicher Verpflichtungen; das heißt also dann: Die Taufe muß im allgemeinen versagt werden, „wenn nur der Vater oder nur die Mutter der evangelischen Kirche oder einer anderen christlichen Religionsgemeinschaft angehört"; sie muß — mit seltenen Ausnahmen — durchweg versagt werden, wenn „weder Vater noch Mutter der evangelischen Kirche oder einer anderen Religionsgemeinschaft angehört". Die Trauung „darf nicht gewährt werden, wenn einer der Eheschließenden Nichtchrist ist, wenn einer der Eheschließenden aus einer christlichen Religionsgemeinschaft ausgetreten ist und sich keiner anderen christlichen Religionsgemeinschaft angeschlossen hat". Bei der Bestattung findet eine Mitwirkung des Geistlichen nicht statt, wenn der Verstorbene aus der evangelischen Kirche ausgetreten war, und es besteht zum mindesten kein Anspruch auf die kirchliche Bestattung, wenn von dem Verstorbenen durch Beschluß des Gemeindekirchenrats festgestellt ist, daß er bestimmte (in der vorliegenden Ordnung festgelegte) kirchliche Pflichten nicht erfüllt hat.

All das ist begreiflich, und es liegt einer Kirche, die darauf bedacht sein muß ihre Würde zu wahren, nahe genug so zu entscheiden. Aber in welche höchst bedenkliche Lage begibt sich damit eine evangelische Kirche! Stempelt sie sich nicht selbst damit zum Verein, der seinen Mitgliedern, und zwar den pflichttreuen Mitgliedern und nur ausnahmsweise einem Nicht-Mitglied, bestimmte Leistungen gewährt? Gewiß, man soll die Frage, ob Jemand äußerlich zur Kirche gehört oder ob er enttäuscht und unwillig oder vielleicht nur einem äußeren Terror folgend aus der Kirche ausgetreten ist, nicht zu leicht nehmen. Wir wollen wahrhaftig nicht die „sichtbare Kirche" zu Gunsten einer nebelhaften „unsichtbaren Kirche" entwerten; aber hier wird nun umgekehrt die äußere Zugehörigkeit zur Kirche, die kirchliche Korrektheit, gegen die — nach Art der polizeilichen Leumundszeugnisse — nichts Nachteiliges amtsbekannt ist, doch ganz verhängnisvoll überschätzt. Wir alle wissen, daß es die Not der Volkskirche ist, daß sie bei den unzähligen ihrer Glieder eben nicht davon überzeugt sein kann, daß sie eine einigermaßen geklärte Erkenntnis davon haben, was das Handeln der Kirche am Taufstein, am Traualtar oder gar am Abendmahlstisch bedeutet, und daß sie wirklich den Segen begehren, den die Kirche allein zwar nicht „erteilen", aber für ihre Glieder erbitten kann. Und in all diesen Fällen ist die Kirche gar nicht in der Lage sich dem Wunsch ihrer Glieder zu versagen. Wird nicht diese Notlage in einer heillosen Weise verdeckt, wenn man nun die kirchlichen Handlungen versagt da, wo sie vielleicht wirklich und ernstlich begehrt werden, nur deswegen versagt, weil die betreffenden Menschen äußerlich nicht zur evangelischen Kirche gehören oder irgendwelche kirchlichen Pflichten verletzt haben? Aber wie kommt denn — so wurden wir gefragt — die Kirche dazu, an einem Nichtchristen, der aus der Kirche ausgetreten oder vielleicht nicht einmal getauft ist, überhaupt zu handeln? Hier könne der Pfarrer ja doch gar nicht annehmen, daß diese Menschen überhaupt vor Gottes Angesicht treten wollen; wie könne er also mit ihnen und über ihnen beten? Ich frage dagegen: Können wir diese Voraussetzung mit einiger Wahrhaftigkeit bei all denen machen, die zu unserer heutigen Kirche gehören? Wissen wir nicht, daß wir in unzähligen Fällen wirklich nicht *mit* den Menschen, sondern zunächst in dieser Stunde nur *für* sie beten können? Und haben wir nicht dann, wenn Eltern, die aus der Kirche ausgetreten sind, ihr Kind zur Taufe bringen, oder wenn ein evangelisches Mädchen ihren dissidentischen Verlobten dazu bewegt sich evangelisch trauen zu lassen, vielleicht mehr Grund zu der Hoffnung, daß dieses Verlangen ernsthaft gemeint ist als in ungezählten Fällen, die kirchlich völlig korrekt liegen? Ich kann mir nicht helfen: Eine solche Ordnung mag dem Schutz der Kirche und ihres Bestandes an Mitgliedern dienen; sie mag als Ausdruck eines kirchlichen Selbstbewußtseins manchen Leuten imponieren; aber sie ist wider die Wahrheit. Sie sieht mit Bewußtsein und Willen nur, was vor Augen ist, und sie bekennt nicht, sondern verleugnet Gott, in dessen Namen sie handelt und der nicht die Person, d. h. die äußere Lage bis hin zu allen kirchlichen Ausweisen, sondern das Herz ansieht.

Das ist die eine Möglichkeit. Die andere Möglichkeit, die Fälle der Versagung rechtlich festzulegen, besteht darin, daß die Kirche ihr Handeln abhängig macht von einem bestimmten sittlichen Verhalten oder einer konstatierbaren religiösen Reife. Das war notwendig, war vielleicht auch das gute Recht der Kirche, solange sie in ihrer engen Verbindung mit dem Staat zugleich den Beruf hatte bestimmte bürgerliche und sozial anerkannte Tugenden zu pflegen und durch ihre Ordnungen zu sichern. Wir wissen heute, wie sehr Schleiermacher Recht hatte, wenn er in dieser Verkopplung eine Verdunkelung des eigentlichen Auftrags der Kirche sah, und wir sind heute geneigt noch viel schärfer gegen dieses Bindestrich-Christentum („religiös-sittlich") geltend zu machen den Beruf der Kirche, das Evangelium zu bezeugen. Die Kirche ist dadurch in eine ganz verhängnisvolle Lage geraten, daß sich mit ihren Handlungen, vor allem Trauung und Bestattung, etwas von einer bürgerlichen Ehrenerklärung verknüpft hat, so daß es wie eine Aberkennung bürgerlicher Ehrenrechte, unter Umständen auch als eine wirtschaftliche und soziale Schädigung wirkt, wenn die Kirche dieses ihr Handeln versagt. Aber diese bürgerliche Ehrenerklärung kann ja immer nur von ganz bestimmten, sehr äußerlichen, sehr „moralischen" Gesichtspunkten abhängig sein. Insbesondere ist die kirchliche Bestattung, wie wir alle wissen, dadurch in heilloser Weise mit Lüge bedroht, daß die Kirche durch Jahrhunderte hindurch ihre Gemeinden daran gewöhnt hat, daß am Grabe nicht einfach das Wort von dem Gericht und der Verheißung Gottes gesagt, sondern über das Leben des Verstorbenen eine (natürlich fast immer positive) Zensur ausgesprochen wird. Es ist anzuerkennen, daß die neue „Ordnung des kirchlichen Lebens" sich ernstlich bemüht diese Gefahr zu vermeiden. Der entscheidende Satz heißt: „Die kirchliche Feier muß versagt werden, wenn wegen offenkundiger Verachtung des göttlichen Wortes oder der evangelischen Kirche durch den Verstorbenen oder wegen seines Lebenswandels anzunehmen ist, daß die Mitwirkung des Geistlichen in der Gemeinde Ärgernis erregen oder das Interesse der Kirche verletzen würde"; hier ist also wenigstens nicht das Leben des Verstorbenen an sich, sondern die Wirkung auf die Gemeinde zum Maßstab der Entscheidung gemacht.

Brennend wird die Frage bei der Bestattung von Selbstmördern. Bisher war Rechtens (Erlaß vom 18. Juli 1884), daß im allgemeinen den Selbstmördern die Gewährung des Begräbnisses mit kirchlichen Ehren zu versagen sei. Nur bei notorischer Unzurechnungsfähigkeit konnte der Superintendent die Beerdigung mit kirchlichen Ehren genehmigen. Nach der neuen Ordnung ist die kirchliche Mitwirkung bei Bestattung von Selbstmördern „sofern sie nicht durch Ziffer 3 (den soeben wörtlich angeführten Satz) ausgeschlossen ist, davon abhängig zu machen, daß der Verantwortung der Kirche für die Geltung des göttlichen Wortes nicht Eintrag geschieht". Man möchte zunächst fragen, mit welchem Recht dieser unanfechtbare Satz gerade hier steht, und ob nicht viel mehr

jede kirchliche Bestattung, ja alles Handeln der Kirche (auch bei Taufen!) von dieser Voraussetzung abhängig zu machen wäre. Aber was soll man dazu sagen, wenn der Text fortfährt: „Handelt es sich um offenkundige geistige Unnachtung, so ist diese Voraussetzung als gegeben anzusehen." Diese „Voraussetzung" scheint sich also gar nicht auf die Art, wie die Bestattung gehalten und wie am Grabe geredet wird, zu beziehen, sondern darauf, daß der Selbstmörder nicht in vollem Maß für seine Tat verantwortlich ist. Aber damit gewinnt der Text nun einen ganz unerträglichen Sinn: die „Geltung des göttlichen Wortes" scheint abhängig von dem größeren oder geringeren Grad von Bewußtheit und Verantwortlichkeit, mit der der Verstorbene im Leben gestanden ist. Hier ist dann wirklich mit allem Ernst zu sagen, was im Ausschuß gesagt worden ist, daß die „akuten" Selbstmörder doch wahrhaftig nicht so absolut anders zu beurteilen sind als die „chronischen" Selbstmörder, deren ganzes Leben eine fortgesetzte leibliche und seelische Selbstzerstörung ist. Dieser kleine Satz ist typisch dafür, wie wenig die neue Ordnung gründlich durchdacht ist und wie sie unversehens doch wieder ein moralisches Urteil zum Maßstab für die Frage macht, ob sie irgendwo Gottes Wort verkünden und ihre Fürbitte gewähren darf oder nicht.

Die „kleinen Zuchtmittel"

Keine Frage im Zusammenhang mit dieser kirchlichen Ordnung hat auf der Generalsynode die Gemüter so heftig bewegt und bis ins Plenum hinein eine so ernsthafte Debatte hervorgerufen, wie die Frage nach den sogenannten „kleinen Zuchtmitteln" bei der Trauung. Gerade hier war und ist die bisherige Lage völlig unhaltbar. Es sind noch Ordnungen in Kraft, die bestimmte kirchliche Ehren, das Prädikat „Jungfrau" bei der Proklamation, Kranz und Schleier, Altarkerzen, Glockengeläute, Orgelspiel davon abhängig machen, ob die Brautleute in unbescholtener Reinheit vor den Altar treten können. Eine kleine Gruppe der „Rechten" wollte zum mindesten für die Proklamation diese Unterschiede aufrecht erhalten. Die Kirche zerstöre hier selbst, wenn sie das preisgebe, die letzten Reste guter Sitte. Es bestehe da und dort in den Gemeinden zum mindesten noch ein schlechtes Gewissen dabei, wenn ohne inneres Recht jene Ehrenzeichen in Anspruch genommen werden. Es sei eine Beleidigung der wirklich reinen Mädchen, die es doch auch noch gebe, wenn man ihnen das Prädikat „Jungfrau" und das Recht versage, Kranz und Schleier als besonderes und unterscheidendes Ehrenzeichen zu tragen. Dem gegenüber fürchtete freilich die weit überwiegende Mehrheit jenes schreckliche Gewebe von Lüge, in das die Kirche sich hier alsbald verstrickt sehe. Es ist geltend gemacht worden, daß diese kirchlichen Ehren bei der Trauung oft nichts Anderes seien als eine Prämie auf die Raffiniertheit, mit der Mädchen ihre Fehltritte zu verbergen oder ihre Folgen zu beseitigen gewußt haben. Durchschlagend war der Einwand, daß alle solche Zensuren immer nur die Frau wirklich treffen und darum ein Ausdruck und eine Befestigung der doppelten Moral sind, zu der wir auf gar keinen Fall zurückkehren wollen. Es ist darum — wie mir scheint mit vollem Recht — für die Proklamation festgelegt, daß sie sich auf Vor- und Zunamen und den Wohnort der Eheschließenden zu beschränken hat (nicht nur „beschränken kann", wie die Anderen wollten).

Für die anderen kleinen Zuchtmittel bedarf es eines besonderen Beschlusses, der nur dann möglich ist, wenn in einer Gemeinde schon solche Vorschriften bestehen, und der der Zustimmung des Kreissynodalvorstandes bedarf. Dieser Satz, der vielleicht äußerlich die einschneidendste Veränderung gegenüber dem bisherigen Rechtszustand, zum Teil auch gegenüber der bisherigen Praxis bedeutet, lautet: „Es gehört zu den ernstesten Pflichten der Gemeinde und ihrer Körperschaften, nach besten Kräften für eine christliche Führung der Ehe und für Reinheit vor der Ehe einzutreten. Bestehen in einer Gemeinde aus dieser Pflicht erwachsene besondere Vorschriften oder Herkommen über Glockenläuten, Orgelspiel, Brennen der Altarkerzen, Kranztragen der Braut und dergleichen, so kann es dabei verbleiben, wenn die Gemeindevertretung dies ausdrücklich beschließt und der Kreissynodalvorstand dem Beschluß zustimmt. Der Kreissynodalvorstand soll darauf hinwirken, daß diese Vorschriften innerhalb des Kirchenkreises möglichst einheitlich gestaltet werden."

Es könnte zunächst scheinen, als ob hier in der Frage der „Kirchenzucht" bei Trauungen eben das erreicht worden wäre, was erreicht werden kann und muß. Ich habe mich mehrfach besonnen, warum mir trotzdem bei den ganzen Beratungen auch über diesen Punkt keineswegs wohl gewesen ist, und ich glaube jetzt zu verstehen, warum ich auch hier von dem peinlichen Gefühl, die Sache sei nicht in Ordnung, beunruhigt wurde. Die Kirche ist mit ihren Bestimmungen hier einfach vor der sich wandelnden Sitte zurückgewichen; sie hat um der Wahrhaftigkeit willen, aus der Scheu vor offenkundiger Lüge, ihre bisherigen Ordnungen preisgegeben oder doch ihre Beibehaltung unter besondere, erschwerende Bedingungen gestellt. Das ist an sich natürlich richtig und gut. Aber was die Generalsynode hier beschlossen hat, ist rein von der Rücksicht auf die veränderte äußere Lage, von der Unmöglichkeit, die alten Bestimmungen über Kranztragen und ähnliche kirchliche Ehren durchzuführen, bestimmt, nicht aber von dem Gedanken an das Wesen der evangelischen Kirche und von der Frage, was denn dem Wesen der evangelischen Kirche gemäß sei. Daß nämlich immer — auch in ganz anderen Zeiten — eine solche Ordnung, die „kirchliche Ehren" gewährt oder versagt, nach bestimmten äußerlichen Maßstäben verfahren muß, den Einen, oder vielmehr die Eine, die ein ganz bestimmtes Tun sich hat zu Schulden kommen lassen, bestrafen und den Andern, dem nichts dergleichen vorzuwerfen oder nachzuweisen ist, als korrekt anerkennen muß, und daß damit in jedem Fall einer ganz äußerlichen Auffassung von „christlicher Sittlichkeit" Vorschub geleistet und ein heilloser Pharisäismus der bürgerlich wohlanständigen Menschen gegenüber den „Gefallenen" geradezu gezüchtet wird, davon ist bei den ganzen Beratungen nicht die Rede gewesen, sondern immer nur von den Gefahren, die sich heute einem solchen Versuch entgegenstellen. Die Frage, ob nicht solche Ordnungen, solche Kirchenzuchtbestimmungen den evangelischen Charakter der evangelischen Kirche notwendigerweise verdunkeln und statt der ernsthaften Beugung unter Gottes Urteil eine selbstsichere bürgerliche Moral pflegen, diese Frage ist überhaupt nicht gestellt worden. Es scheint mir, daß die Allerwenigsten darüber nachgedacht haben, in eine wie schwierige Lage unsere Kirche dadurch gekommen ist, daß sie durch Jahrhunderte zugleich die Aufgabe hatte, eine bestimmte bürgerliche Moral zu predigen und als Sitte zu befestigen (was ihr freilich immer nur in einem bestimmten begrenzten Teil des Volkes gelungen ist, gar nicht im Proletariat; im Grunde auch nicht im Bauerntum), und daß sie nun auch heute nicht davon los kommt, diese bürgerliche Moral einfach als „christliche Sittlichkeit" zu verabsolutieren. Deißmann hat bei der Beratung der Ordnung im Plenum den sehr bezeichnenden Ausdruck gebraucht, diese Ordnung atme den Geist „säkularer Biederkeit". Es ist dieser Ordnung nichts, aber auch gar nichts davon anzuspüren, daß die vielberedete heutige „Auflösung der Moral" für die evangelische Kirche eine ganz große positive Möglichkeit, jedenfalls eine ganz ungeheure positive Aufgabe in sich schließt, weil nämlich dadurch das Selbstgefühl einer unerschütterten, wohlbehüteten Anständigkeit auf sehr kleine Kreise beschränkt wird und für die Predigt von der Sünde, die eben nicht nur Unanständigkeit, sondern Verlorenheit ist, und von der

Erlösung in einer ganz neuen Weise die Ohren geöffnet werden. An solche etwas kompliziertere und schwierigere Dinge zu denken mangelte es der arbeitsüberlasteten Kommission und vor allem der nach ihrem endlichen Schluß drängenden Generalsynode an Zeit.

Wozu es also an Zeit fehlte — bei etlichen vielleicht auch an der inneren Bereitschaft —, ist aber nichts Anderes als die Besinnung auf das Wesen eines evangelisch-kirchlichen Handelns überhaupt. Man kam nicht los und wollte im Grunde nicht los von der Vorstellung, daß die kirchlichen Handlungen zugleich Zensuren auszuteilen hätten, deren Maßstäbe sei es die kirchliche Korrektheit, sei es die nicht allzu große Entfernung von den Forderungen einer soliden bürgerlichen Moral sind. Man wollte nicht zu viel der gewissensmäßigen Entscheidung des einzelnen Pfarrers überlassen — und wer verstünde nicht diese Sorge! Man wollte den Pfarrern möglichst feste Maßstäbe in die Hand geben, um sie zugleich dem Unverstand der Gemeinde oder einzelner Gemeindeglieder gegenüber zu schützen — und wer verstünde nicht von Herzen diesen Wunsch! Aber indem man dieser Notwendigkeit Genüge tun wollte, richtete man, wie es nicht anders sein konnte, ein Gesetz auf, das das Evangelium verdunkelt.

Die Konfirmation

Die Not des kirchlichen Handelns, gerade diese ganz zentrale Not, ist heute brennend bei der Konfirmation; und es ist kein Zufall, daß der die Konfirmation betreffende Abschnitt der „Ordnung des kirchlichen Lebens" einen besonders schlimmen Satz enthält. Er lautete in der Vorlage: „Ein Kind kann nur dann konfirmiert werden, wenn es die notwendigen Kenntnisse und die erforderliche innere Reife besitzt." Es ist gefragt worden, wie viele Kinder denn „die erforderliche innere Reife" „besitzen"; es ist gefragt worden, wie denn der Pfarrer sich bei einer großen Schar von Konfirmanden von der „inneren" Reife der einzelnen Kinder überzeugen könne. Die Aussprache über diese und ähnliche Fragen war genau so unerfreulich wie die literarische Debatte über die Konfirmation, die im Laufe der letzten Jahrzehnte in den Blättern geführt worden ist. Es ist erwidert worden, man dürfe das Wort „innere Reife" doch nicht so streng und wörtlich nehmen, man müsse doch beachten, daß das ein ganz relativer Begriff sei und daß man ja den Begriff innerer Reife unter Umständen sehr bescheiden und sehr elementar verstehen müsse; aber eine „gewisse innere Reife" müsse eben doch jedes Kind haben, um konfirmiert werden zu können. Also: Um auch weiterhin große Worte gebrauchen zu können, entleert man ihren Sinn! Um das kirchliche Handeln wichtig zu machen, gebraucht man Worte, deren Unwahrhaftigkeit man selbst empfindet. Und eine Kirche, die das tut, will dann eben damit (!) erreichen, daß man ihr Handeln ernst nimmt!

Aber diese ganze Frage der Wahrhaftigkeit, die Frage, ob man die innere Reife in irgendeinem ernsthaften oder in einem sehr verdünnten Sinn konstatieren kann, ist ja gar nicht das Entscheidende. Ganz vergeblich habe ich — aber nicht ich allein — versucht, deutlich zu machen, daß es überhaupt unerträglich ist, wenn die Kirche ihr segnendes und fürbittendes Handeln von einer konstatierten inneren Reife ihrer Glieder abhängig macht; daß damit wirklich die Substanz der evangelischen Kirche angegriffen und grundsätzlich der Weg einer evangelischen Kirche verlassen und der Weg zur Sekte beschritten ist. Der lächerliche Erfolg aller dieser Bemühungen war, daß das Wort „kann" der Vorlage durch das Wort „soll" ersetzt wurde: „Ein Kind soll nur dann konfirmiert werden, wenn es ... die erforderliche innere Reife besitzt": Ein neu durchgebrochenes Hinterpförtchen, eine neue Rückzugsmöglichkeit, um das durch die Last der großen Worte bedrückte Gewissen zu erleichtern, aber doch wahrhaftig keine gründliche Besinnung auf das, was der evangelischen Kirche gemäß ist!

3. Das Bedürfnis nach Sicherungen

Ich habe mich immer wieder gefragt, aus welcher Wurzel eigentlich all diese bedenklichen Bestimmungen erwachsen, und ich finde immer wieder das Bedürfnis nach Sicherungen. Man fühlt die „Fragwürdigkeit" der Kirche in ihrem gegenwärtigen Zustand, man spürt die Not einer Volkskirche, deren eigene Mitglieder von der vollkommenen Profanität ergriffen werden oder schon ergriffen sind, man wittert die Gefahr, daß auf diesem Weg die „Handlungen" der Kirche bis hin zu ihren höchsten und heiligsten Feiern „allzu billig zu haben" sind und gänzlich ihres Sinnes beraubt werden, und man versucht sich gegen diese die Kirche bedrohende Auflösung zu sichern. Man muß doch „eine Gewähr dafür haben", man muß doch „sich davon überzeugen, ob die Voraussetzungen dafür gegeben sind". — ... Wofür? Dafür, daß die Kirche mit ihrem Taufen, Konfirmieren, Trauen, mit ihrem Wort am Grab nicht etwas ganz Sinnloses, Unwürdiges und im Grunde Lächerliches und Schädliches tut. Und nun baut man also diese Sicherungen ein, indem man Fälle festlegt, in denen man dieses kirchliche Handeln versagen müsse, und indem man angeblich das Handeln der Kirche von bestimmten inneren Voraussetzungen abhängig macht. Aber alle diese Sicherungen sind doch in der gegenwärtigen Lage, die zu ändern wir nicht imstande sind, selber ganz und gar fragwürdig, und sich durch sie beruhigen, ist nichts Anderes als Selbstbetrug.

Man kann sich das klar machen an der Taufe. „Die Möglichkeit der Kindertaufe ist daran gebunden, daß die christliche Erziehung des Kindes gewährleistet ist." Es ist zunächst der Ausdruck einer wahrhaft grotesken Verschiebung der theologischen Situation, daß gerade der energischste Wortführer der kirchlichen Rechten im „innerkirchlichen Ausschuß" mit feierlichem Nachdruck Wert und Bedeutung der Kindertaufe von der „Sicherstellung" nachfolgender christlicher Erziehung abhängig machen wollte, während die „Linke" den von jeder solchen Sicherstellung relativ unabhängigen Wert des sakramentalen Zeichens und der Fürbitte geltend machte. Aber wie will man sich denn nun „vergewissern", ob die christliche Erziehung des zu taufenden Kindes „gewährleistet" ist? Man versagt die Taufe, wenn weder Vater noch Mutter einer christlichen Religionsgemeinschaft angehört; man erschwert die Taufe, wenn nur eines der Eltern einer christlichen Religionsgemeinschaft angehört; man verweigert die Taufe, wenn schulpflichtige Geschwister des Täuflings vom Religionsunterricht ferngehalten werden. Und mit solchen Bestimmungen tröstet man sich dann über die unleugbare Tatsache, daß man auch sonst kaum jemals irgendeine Möglichkeit hat, sich „zu überzeugen", ob die christliche Erziehung des Kindes „sichergestellt" ist. Man geht noch weiter. Man wünscht — meines Erachtens mit vollem Recht und in erfreulichem Gegensatz zu schlechter alter Sitte —: „Bei der Taufe sollen die Eltern zugegen sein, wenn nicht dringende Umstände es unmöglich machen"; und man betont stärker, als es bisher üblich gewesen ist, die Verpflichtung der Paten, „für eine Erziehung des Kindes im evangelischen Glauben Sorge zu tragen"; man verordnet, daß „als Zeugen mindestens zwei Paten oder deren Stellvertreter erforderlich" sind. Ist nun nicht die evangelische Erziehung eines Kindes wirklich „sichergestellt" und damit das gute Gewissen, die Kindertaufe zu vollziehen, gewahrt? Aber die Praxis fordert — Niemand hat diese Notwendigkeit bestritten —, daß als Pate auch zugelassen werden kann, „wer vollberechtigtes Glied einer anderen christlichen Religionsgemeinschaft ist". Und es wird unbekümmert behauptet, daß die Paten, auch die Katholiken, die Adventisten, die Paten eines evangelischen Kindes geworden sind, die Verpflichtung übernehmen, für die Erziehung im evangelischen Glauben Sorge zu tragen!

Damit nicht genug. Man hat einleuchtend gemacht, weil manche Pfarrer ihre Kirchenbücher schlampig führen und es sich dadurch unter Umständen nicht mit Sicherheit aus den Büchern feststellen läßt, ob ein Kind wirklich getauft ist oder nicht, sei es notwendig, daß bei der Taufe zwei Zeugen zugegen sind; Jedermann weiß, daß im Notfall in Abwesenheit der Eltern und der Paten der Pfarrer selbst, der Küster, die Hebamme, irgendeine Nachbarsfrau als „Zeugen" fungieren; aber diese stellvertretenden Zeugen sind ja nach der Ordnung zugleich „Stellvertreter der Paten" und sie haben stellvertretend für die Paten das Versprechen christlicher Kindererziehung abzugeben. Ich habe immer wieder gefragt, ob denn das die Meinung sei, und es wurde mir immer wieder von sehr maßgeblicher Seite bestätigt, daß es so gemeint und daß das auch ganz in Ordnung sei. Ein stellvertretendes Versprechen ist nun auf evangelischem Boden einfach — ich kann keinen anderen Ausdruck gebrauchen — grober Unfug, und es ist der Gipfel der Lächerlichkeit und der Unwahrhaftigkeit, wenn die Kirche ein solches stellvertretendes Versprechen irgendeines als Zeugen mitgebrachten Menschen als jene „Sicherstellung christlicher Erziehung" anerkennt, durch die die Kindertaufe sinnvoll und einwandfrei wird. Es ist ein System von Fiktionen, mit denen die Kirche sich über ihre Not beruhigt.

An dem letzten Sonntag während der Generalsynode hielt Generalsuperintendent Dibelius, anläßlich der Grundsteinlegung eines evangelischen Krankenhauses, in der neuen Zehlendorfer Kreuzkirche eine sehr eindrucksvolle Predigt, wo er im Zusammenhang mit der Fragwürdigkeit unserer ganzen Wohlfahrtspflege von dem verhängnisvollen System der Sicherungen und Versicherungen redete, mit denen man heute alle Fälle der Gefährdung und Belastung des Lebens im voraus regeln möchte. Ich mußte dabei daran denken, in welch unheimlichem Maße die Kirche selbst von dieser Krankheit, sich sichern zu wollen, ergriffen ist, und wie auch diese kirchlichen Sicherungen ebenso trügerisch sind wie alle Versuche, das freie Wagnis des lebendigen Lebens in ein System von Paragraphen zu verwandeln. Dieses Bemühen um Sicherungen aber verdunkelt gerade das Wesen einer evangelischen Kirche, die auch als Kirche immer auf den Glauben gestellt bleibt, und die gerade durch den gegenwärtigen Zustand wahrlich deutlich genug an diese ihre Lage erinnert wird.

Die entscheidenden Aufgaben

Es ist der Opposition immer wieder der Vorwurf gemacht worden, sie rede aus einer wirklichkeitsfremden Theorie heraus, sie denke an die „unsichtbare" statt an die „sichtbare" Kirche, sie vergesse, daß eine auf Erden verfaßte Kirche der festen Ordnung nicht entraten könne, und was dergleichen mehr ist. Ich habe nicht den Eindruck, daß es uns gelungen ist, dieses Mißtrauen zu überwinden, das doch auf einem radikalen Nicht-verstehen unserer Kritik beruht. Wir meinten und meinen nichts Anderes als die geschichtliche, „sichtbare", verfaßte „Volkskirche", hier jetzt ganz konkret die evangelische Kirche der altpreußischen Union. Aber wir meinen, daß diese Kirche, wie jede evangelische Landeskirche Deutschlands, in der gegenwärtigen Lage nicht durch solche „Ordnungen" ihr bedrohtes Leben wirklich in Ordnung bringen kann, daß hier ein zweiter oder vielleicht dritter Schritt vor dem notwendigen ersten Schritt getan werden soll, und daß es ganz bestimmte Aufgaben gibt, die mit ganzem Ernst gesehen und in Angriff genommen werden müssen, ehe eine solche kirchliche „Lebensordnung" einen Sinn und ein Recht hat.

Ich hatte im Ausschuß meine Bedenken und Forderungen in einige Sätze gefaßt, deren erster hieß: „Innere Voraussetzung einer solchen Ordnung des kirchlichen Lebens ist das Bemühen der Kirche selbst, alles kirchliche Handeln aus seinem Wesen heraus ganz ernst zu nehmen und zeugniskräftig zu gestalten." Dieser Satz ist mir sehr übelgenommen worden. Man erklärte mir empört, die ganze Pfarrerschaft würde sich wie ein Mann gegen den Vorwurf erheben, daß sie ihr amtliches Handeln nicht ernst genommen habe. Aber es soll ja hier gar nicht — oder wenigstens nicht in erster Linie — ein Vorwurf gegen einzelne Pfarrer oder gar gegen die Pfarrer in ihrer Gesamtheit erhoben werden, als ob sie in ihrem Amt nicht treu, ernst und gewissenhaft gewesen wären. Aber daß die Kirche selber in ihren berufenen Organen vielfach die Gestaltung ihrer Feiern und Handlungen von Gesichtspunkten äußerer Zweckmäßigkeit, „volkstümlicher Sitte" und von mehr oder minder gutem örtlichem Herkommen hat leiten lassen und die Besinnung auf das Wesen evangelischen Glaubens und evangelischen Gottesdienstes versäumt hat, daß kirchliche „Handlungen" in ungezählten Fällen in einer sehr äußerlichen, geschäftsmäßigen Weise erledigt worden sind und erledigt werden, daß die Kirche und ihre Organe sich bei Taufen, Trauungen, Beerdigungen als Dekoration eines höchst weltlichen und weltlich verstandenen Ereignisses haben mißbrauchen lassen, daß sie trotz aller seit mehr als einem halben Jahrhundert immer wieder ertönenden Notschreie das Skandalon der Konfirmation, wie sie heute ist, hilflos weiterschleppt, weil sie sich viel zu sehr daran gewöhnt hat, ihr eigenes Wort gar nicht ernstzunehmen — das alles ist doch eine ganz unbestreitbare Tatsache. Was können die vielen Pfarrer, die heiß darum ringen, ihr Amt bis in alle Einzelheiten ganz ernstzunehmen, ausrichten gegen diese Gesamthaltung der Kirche? Es ist uns immer wieder versichert worden, diese kirchliche Ordnung solle in erster Linie dazu dienen, daß die Handlungen der Kirche wieder ernstgenommen werden; es ist mit allem Nachdruck zu sagen, daß solche Ordnungen dazu nicht das entscheidende und wichtigste Mittel sind, sondern daß vor allem Andern die Kirche, ihre Leiter, ihre Pfarrer mit ganz anderem Ernst theologisch, liturgisch, homiletisch darum ringen müßten, den evangelisch-kirchlichen Charakter alles ihres Handelns gegenüber jeder Verflachung, Entleerung, Ästhetisierung „sicherzustellen". Wenn dieser radikale Wille nicht überall zu spüren ist, wenn vielmehr immer wieder mit einigem Recht zu sagen ist, daß die Kirche sich selber nicht wirklich ernstnehme, nämlich nicht als Kirche, als Kirche des Evangeliums ernstnehme, so kann man sich doch nicht darüber wundern und kaum darüber beklagen, daß die Handlungen, mit denen die Kirche das Leben ihrer Glieder begleitet, in ungezählten Fällen als eine letztlich doch entbehrliche Dekoration oder als eine unverständliche Merkwürdigkeit betrachtet werden. Daß es so ist, wird kein Mensch, der die Wirklichkeit kennt, zu bestreiten wagen.

Man kann sich darüber aber auch aus einem zweiten Grund nicht verwundern: Was hat denn die Kirche eigentlich getan, um ihren Gliedern verständlich zu machen, was Taufe, was Konfirmation, was Trauung, was Abendmahl ist, was die kirchliche Bestattung bedeutet? Natürlich ist in Konfirmandenstunden einiges darüber gesagt, in Sonntagsblättern einiges darüber geschrieben worden; aber auf das Ganze gesehen hat die Kirche ihre Glieder in einer unerhörten Unwissenheit, Unklarheit und Gedankenlosigkeit darüber gelassen. Wir wollen doch nicht in den Fehler verfallen, den Wert klarer Gedanken, fester Gesichtspunkte, den Wert einer planmäßigen Erziehung für eine verständnisvolle Teilnahme an allen Gottesdiensten und Feiern der Kirche zu unterschätzen. Hier liegt eine riesengroße Schuld der Kirche vor; sie hat vieles versäumt an ihren eigenen Gliedern und kann nun nicht mit einem Mal „handeln, als hätte sie gehandelt". Es ist Niemand daran gelegen, daß die Kirche etwa ein pathetisches Schuldbekenntnis in die Welt hinaussendet, das wieder von sehr Vielen gar nicht oder nicht richtig ver-

standen würde; aber den radikalen Willen, das Versäumte in großem Ernst nachzuholen und das Notwendige aus innerster Besinnung und in wirklicher Hilfsbereitschaft selber zu tun, diesen Willen müßte man allenthalben hindurchspüren; und davon ist bei dieser ganzen Ordnung nichts zu spüren.

Wenn so oder ähnlich im Ausschuß geredet wurde, so ist uns, zum Erweis dessen, daß die Kirche doch in dieser Richtung arbeite, gezeigt worden, daß in manchen Gemeinden schon gedruckte Briefe an Eltern und Paten verschickt werden, um sie auf den Sinn der Taufe und auf die Verpflichtung des Patenamtes hinzuweisen. Vortrefflich! Das mag ein Weg sein. Aber ich erhoffe viel weniger von solchen gedruckten Anschreiben als von der inneren Haltung der Feier selbst und von einer systematischen, durch Jahre und Jahrzehnte fortgesetzten Belehrung in Unterricht und Seelsorge, und vor allem — das ist das Dritte und Entscheidende! — von der Gesamtarbeit an der Belebung unserer Gemeinden überhaupt. In dem Maß, als unsere Gemeinden von einem neuen geistlichen Leben erfaßt werden, in dem Maß, als in ihnen die Bibel gelesen, wirklich gebetet und recht gesungen wird, in dem Maß setzt sich in ihnen eine Ordnung — dann nicht nur des kirchlichen, sondern überhaupt des christlichen Lebens — durch, die dann auch in äußeren „Ordnungen" ihren Niederschlag und Ausdruck finden kann. Aber es muß wirklich von innen nach außen gebaut werden; hier aber wird von außen nach innen gebaut. Wir danken es Generalsuperintendent Zoellner, daß er diesen Gedanken mehrfach, zuletzt auch im Plenum, mit großer Schärfe ausgesprochen hat, und es ist ein grotesker Zustand, daß er damit auf der Rechten allein geblieben ist und nur von der Linken sehr ernsthafte und dankbare Zustimmung gefunden hat.

Das alles ist eine innere Voraussetzung für die Möglichkeit einer solchen „Ordnung des kirchlichen Lebens"; hier aber befestigt sich eine Korporation in ihrem Mitgliederbestand, wahrt ihre „Würde" und entzieht sich ihren eigentlichen Aufgaben, indem sie an ihre Glieder Forderungen stellt. Oder, um es noch deutlicher zu sagen: Es handelt sich heute nicht darum, ob in ein paar fragwürdigen Fällen das kirchliche Handeln versagt oder an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft werden soll, sondern es handelt sich darum, ob diese kirchlichen Handlungen überhaupt noch oder wieder oder schon für einen weiteren Kreis von Menschen einen Sinn haben, und ob von ihnen eine Kraft ausgeht, das sinnlos gewordene Leben mit neuem Sinn von der Ewigkeit her zu erfüllen und das „säkularisierte" Leben dadurch zu heiligen. Dieser entscheidenden Aufgabe dient die „Ordnung des kirchlichen Lebens" nicht, und sie ist darum ein neues Zeichen jener erschütternden kirchlichen Selbstsicherheit, die aus unfreiwilliger oder freiwilliger Selbsttäuschung über die Lage und aus mangelnder Bußfertigkeit gespeist wird. Es ist die gleiche innere Haltung, die Karl Barth zu seinem Quousque tandem-Aufsatz gereizt hat, und die es der Mehrzahl der Generalsynode erlaubt hat, die Angriffe von Karl Barth mit einem höhnischen Lachen zu quittieren. Unsere Ablehnung der Lebensordnung war ein Nein zu diesem Geist, den wir als eine schwere Gefahr für jede wahrhaft evangelische Kirche fürchten und bekämpfen.

Der Sinn der Opposition

„Wir" — wer sind diese „wir"? Ich vermute, daß über kurz oder lang die Legende auftauchen wird, die „Liberalen" hätten diese „Ordnung des kirchlichen Lebens" abgelehnt, selbstverständlich, weil sie überhaupt rein individualistisch eingestellt seien und überhaupt kein Verständnis hätten für die Notwendigkeiten des kirchlichen Lebens*). Davon kann nun gar keine Rede sein. Vielmehr fanden sich von Anfang an in allen Gruppen der Generalsynode Männer und Frauen, die dieser Vorlage mit schwersten inneren Bedenken gegenüberstanden. Im Innerkirchlichen Ausschuß standen Schmidt-Japing aus Bonn und ich in völliger Einmütigkeit gegen den Entwurf und gegen die Art, wie über ihn verhandelt wurde. In Privatgesprächen und in mehrfachen kleineren Besprechungen haben Männer, deren „positive" und „kirchliche" Einstellung von Niemand bezweifelt wird, in sehr entschiedener Weise sich gegen den vorgelegten Entwurf ausgesprochen, und im Plenum haben die Generalsuperintendenten Schian und Zoellner ziemlich das Schärfste dagegen gesagt, was dagegen gesagt werden konnte: Die Sache sei zu schnell gemacht, sie sei stilistisch und theologisch nicht ausgereift, sie sei für die Hand der Gemeinden ungeeignet; sie enthalte eine unerträgliche Vermischung von Gesetz und Seelsorge, sie enthalte Bestimmungen, die doch nicht durchgeführt werden würden; schließlich, es sei zu fürchten, daß man beim Lesen dieser Lebensordnung auf die Generalsynode das Wort anwende: Jeder blamiert sich so gut er kann. Wer also von einer „liberalen" Opposition gegen diese Lebensordnung redet, redet wider die offenbare Wahrheit. Es ist vielmehr gerade an diesem Punkt deutlich geworden, daß bei allen entscheidenden Fragen die vier Gruppen der Generalsynode keineswegs Ausdruck der wirklichen lebendigen Gegensätze sind, vielmehr die trennenden und verbindenden Linien quer durch die Gruppen hindurchgehen; und es würde diese an sich erfreuliche Sachlage noch viel deutlicher hervortreten, wenn nicht zum Teil eine wohlausgebildete Gruppendisziplin das Bild der wirklichen Meinungen verdunkelte und verfälschte. Die Unsinnigkeit dieser überalterten Gruppen hat übrigens das eine Gute, daß immer mehr Menschen den Respekt vor diesen Fraktionen gründlich verlieren und daß sich — zum Schmerz mancher Parteigewaltiger! — so etwas wie eine nichtorganisierte, durch alle Gruppen hindurchgehende Arbeitsgemeinschaft derer bilden kann, die von einem „jungevangelischen" Willen zur Kirche erfüllt und getrieben sind. Diese Lage ist gelegentlich auf die Formel gebracht worden, die Stellung zu den wesentlichen Fragen sei nicht eine Sache der Gruppe, sondern der Generation; das ist richtig, sofern das Wort Generation nicht mechanisch im Sinn des Lebensalters, sondern im Sinn eines geistigen, theologischen Schicksals und einer ganz bestimmten innerkirchlichen Wandlung verstanden wird.

Wir Menschen dieser „Generation" werden schließlich alle sehr kritisch sein gegen die formale Art, wie ein solches Gesetz beraten und beschlossen wird. Gerade wir werden ein sehr weitgehendes Verständnis dafür haben, daß eine solche kirchliche Kundgebung im Grunde nicht durch eine parlamentarische Beratung, sondern aus der sorgfältigen Überlegung eines Einzelnen oder eines ganz engen Kreises ihre sachgemäße Gestalt gewinnen kann. Aber wenn man schon, wie es ja durch die Verfassung vorgeschrieben und vielleicht auch praktisch notwendig ist, den großen Apparat einer Generalsynode mit einer solchen Vorlage bemühen muß, dann darf es einfach nicht vorkommen, daß weitaus die meisten Mitglieder dieser Synode eine so wichtige Vorlage erst auf der Fahrt nach Berlin zum ersten Male lesen können. Wenn dann während der Verhandlungen der Opposition immer wieder zugemutet wird, sie solle doch nicht allgemeine Gesichtspunkte vortragen, sondern solle einen ausgearbeiteten Gegenentwurf vorlegen, so ist das der reine Hohn. Was kann denn schließlich ein Ausschuß von 28 Mitgliedern auch bei angestrengtester Arbeit im Laufe von zehn Tagen leisten?

*) Schon hat die Legendenbildung eingesetzt. Ein Blatt der kirchlichen Rechten erweckt durch die Art seiner Berichterstattung den Eindruck, als ob die Kritik gegen die Lebensordnung nur von links gekommen wäre.

Es ist eine unerträgliche Lage, wenn man eine solche Arbeit „mit der Uhr in der Hand" tun soll, belastet durch die wiederholte Erinnerung daran, daß jede Minute der Landeskirche neun Mark kostet. Das führt dann mit einer schrecklichen Zwangsläufigkeit dazu, daß nur über formulierte Anträge geredet werden darf, daß man sich in Formulierungen festlegt, ehe man sich über das Grundsätzliche klar geworden ist, daß wiederholt über Anträge abgestimmt wird, deren Sinn und Tragweite einem großen Teil der Anwesenden nicht voll zum Bewußtsein gekommen ist, und daß eine wirkliche theologische Besinnung als eine unerwünschte Störung des Geschäftsganges empfunden wird. (Sehr charakteristisch, daß uns gelegentlich zugerufen wurde: Wir sollten doch „praktische Theologen" sein in dem Sinn, daß wir uns auf den Boden der kirchlichen Praxis stellten!)

Das war die Lage, unter der manche Mitglieder des Ausschusses so sehr gelitten haben, daß sie ernstlich daran dachten sich der weiteren Mitverantwortung für dieses Vorgehen zu entziehen. Diese Art der Beratung mag parlamentarisch vollkommen korrekt und sie mag um der „Geschäftslage" willen, angesichts des Zwanges „fertig" zu werden, notwendig sein; aber sie ist für eine kirchliche Beratung einfach unerträglich und ist eine Verleugnung des Wesens der Kirche; sie ist — ich bin in kaum einer Stunde dieses qualvolle Gefühl losgeworden — das genaue Gegenteil einer „Ordnung des kirchlichen Lebens".

Ich erhebe damit nach keiner Richtung einen persönlichen Vorwurf. Der Vorsitzende des Innerkirchlichen Ausschusses, Generalsuperintendent Kähler von Stettin, stand vor einer fast unlösbaren Aufgabe, die durch unsere radikale Kritik in der Tat noch weiter erschwert wurde, und ich möchte annehmen, daß er selbst die Gefährlichkeit des Vorgehens, zu dem er sich von außen her gezwungen sah, nur allzu sehr empfand; und es muß mit aufrichtigem Dank ausgesprochen werden, wie sehr sich Generalsuperintendent Zänker bemüht hat, den entscheidenden Gesichtspunkten wenigstens so viel Gehör zu verschaffen, als es in der Situation möglich war. Diese Situation wurde im Plenum nicht etwa besser, sondern noch schlimmer. Niemand hatte an dieser Kirchenordnung Freude, Niemand außer einigen ihrer Väter. Sehr, sehr Viele empfanden, wie unfertig, wie zufällig in manchen Formulierungen, wie ungleichmäßig, wie theologisch angreifbar das Ganze ist, wie sehr man „die Nähte und Flicken" sieht; sie fürchteten den Eindruck dieses Dokuments in der Öffentlichkeit und trösteten sich und Andere schließlich mit der Versicherung, diese Ordnung würde genau so wenig wirklich durchgeführt wie die alten Gesetze. Als ein Redner sagte, eine solche kirchliche Lebensordnung müsse in alle Traubibeln eingelegt werden, kam der bezeichnende Zwischenruf: „Aber in die Apokryphen!"

Aber sie mußte angenommen werden. Umsonst hatte Zoellner gesagt, es sei natürlich peinlich, wenn eine Generalsynode sagen müsse: Wir sind mit der Sache nicht fertig geworden; aber das sei viel ehrenvoller und entspreche viel mehr der Würde der Kirche, als wenn sie etwas beschließe, was eben tatsächlich nicht fertig geworden ist. Die Ordnung mußte angenommen werden und sie ist angenommen worden.

Deißmann hatte einen sehr vorsichtig gefaßten Vertagungsantrag gestellt:

Generalsynode wolle beschließen: Generalsynode billigt die in dem ihr vorgelegten Entwurf der Ordnung des kirchlichen Lebens gegebenen Richtlinien. Sie spricht den an der Ausarbeitung beteiligt gewesenen Ausschüssen des Kirchensenats und der Generalsynode für ihre mühevolle Arbeit ihren Dank aus. Sie beauftragt den Kirchensenat, ihr die endgültige, auch für die Gemeinden geeignete Formulierung der Ordnung bei ihrer nächsten Tagung zur Beschlußfassung vorzulegen.

Dieser Antrag ist gegen eine sehr kleine Minderheit abgelehnt und die Vorlage in der Fassung des Ausschusses angenommen worden. Aber es ist gleichzeitig gegen eine ebenso kleine Minderheit ein Antrag D. von Berg, Dr. Kähler-Greifswald, D. Stoltenhoff angenommen worden:

Der Kirchensenat wird beauftragt für den praktischen Gebrauch der Gemeindeglieder eine volkstümliche Ausgabe zu schaffen, in welcher insbesondere die mehr seelsorgerlichen Ratschläge zusammengefaßt werden.

Damit war anerkannt, daß es nicht gelungen war, eine für den praktischen Gebrauch der Gemeindeglieder (übrigens: wozu sollen die Gemeindeglieder gebraucht werden??) geeignete Form zu finden; der von uns sehr entschieden bekämpfte Versuch, um der Gemeindeglieder willen Gesetz und Seelsorge zu verkoppeln, hatte sich in der vorliegenden Fassung als unmöglich erwiesen; es war der offenbare Sinn des Antrags von Berg, es sollte die mit so viel Mühe beratene und mit so großen Worten als die letzte große Tat der Generalsynode beschlossene Lebensordnung „sekretiert", d. h. auf den inneren Gebrauch als gesetzliche Norm beschränkt werden. Anscheinend hat dieser Weg es vielen Synodalen ermöglicht, trotz des starken Unbehagens, das ihnen die Vorlage bereitete, die Zustimmung vor sich selber zu rechtfertigen. Uns schien das kein gangbarer Weg, eine „Ordnung des kirchlichen Lebens" zu beschließen, indem man gleichzeitig dafür sorgt, daß sie nicht in die Hand der Gemeinde kommt, und wir konnten diesem Kompromiß um so weniger zustimmen, als die Bedenklichkeiten und Schwächen der jetzt beschlossenen „Ordnung" zu tief und zu einschneidend sind, als daß sie durch die Veranstaltung einer „volkstümlichen" Ausgabe behoben werden könnten.

Ein Wort darf zum Schluß nicht ungesagt bleiben. Die scharfe Kritik, die die Opposition an dieser kirchlichen Lebensordnung üben mußte und weiterhin üben muß, möchte nicht etwa undankbar verkennen, welches Maß von hingebender Arbeit, von praktischer Klugheit, von ehrlichem Willen, das Verlangen der Pfarrer nach einer brauchbaren Regelung drängender Fragen zu erfüllen, auch in der Vorlage steckte, und wie vieles sie gegenüber bisherigen Ordnungen in der Tat verbessert. Es ist immer eine sehr undankbare und peinliche Aufgabe, scharfe Kritik üben zu müssen gegenüber dem Werk von Männern, mit denen man sich gern einfach in praktische Arbeitsgemeinschaft stellen möchte. Aber diese Kritik kommt aus dem heißen Wunsch, daß die evangelische Kirche sich eben nicht nur von praktischer Klugheit und von dem Bedürfnis nach „Ordnung" leiten lasse, sondern daß sie ernstlich frage, was heute — heute! — zeugniskräftiger Ausdruck ihrer evangelischen Grundhaltung sein kann und was nicht. Es ist der Wille zur Kirche, nichts Anderes, was uns zu Kritikern gemacht hat, aber eben der Wille zu einer evangelischen Kirche, die es verschmäht und verschmähen muß, als „Korporation" ihre „Würde" zu sichern. Dieser Wille und darum auch diese Kritik muß radikal sein, und diese „radikale Opposition" ist gewiß ein sehr unbequemes und sehr undankbares Amt, aber sie ist ein notwendiger Dienst an der Kirche.

Münster Wilhelm Stählin

Professor Heiler und die „Apostolische Sukzession"

1

In einem Aufsatz über „Apostolische Sukzession" (Hochkirche 12. Jahrgang Heft 2) erbringt Professor Heiler den wichtigen geschichtlichen Nachweis, daß auch in der Zeit, in der sich schon das monarchische Bischofsamt herausgebildet hatte, „der Gedanke der apostolischen Sukzession dieses Amtes oder gar der einer Übermittlung der apostolischen Vollmachten durch bischöfliche Handauflegung noch latent" war. Es wird weiter gezeigt, wie erst „im Kampfe gegen die Gnostiker", also aus einem kirchenpolitischen Interesse, die „ununterbrochene Sukzessionsreihe der Bischöfe" festgelegt und als „Beweis für die Wahrheit und

Echtheit der kirchlichen Überlieferung" gegenüber den Häretikern dogmatisch fixiert wurde, gleichsam als Garantie für das „sichere Charisma der Wahrheit" (Irenäus). Heiler stellt auch fest, daß die Form der Handauflegung keine allgemeingültige war, daß Cyprian z. B. eine ausführliche Bischofsweihe beschreibt, ohne die Handauflegung zu erwähnen, und daß auch nach dem achten Buche der „Apostolischen Konstitutionen" (4, 2ff.) bei einer bischöflichen Konsekration in Syrien keine Handauflegung stattfand. Es war also auch die Form der Priesterweihe damals noch keine einheitliche, starr für die ganze Kirche festgelegte. Heiler verwirft als Historiker die erstarrte gesetzliche Auffassung der Priesterweihe und der Sukzession, wie sie in der Kirche Roms herrschend geworden ist. Er zeigt, wie auch ohne die äußere Sukzession in der Geschichte der Kirche Beweise des Geistes und der Kraft erbracht worden sind. Heiler weist ferner auf die unbestreitbare geschichtliche Tatsache hin, daß es neben dem auf die historische Sukzession gegründeten Kirchenamt in der Kirche stets eine andere Art von Priestertum gegeben hat, „ein auf unmittelbarer göttlicher Berufung ruhendes apostolisches Wirken", „neben dem aronitisch-levitischen Priestertum der israelitischen Tempelgemeinde, das in neuer Form auflebt im historischen Amtspriestertum der christlichen Kirche, das ‚pneumatische' oder Melchisedekische Priestertum". Dies beruht ohne historische Sukzession auf unmittelbarer göttlicher Gnadenwirkung. Heiler erkennt an, daß dieses pneumatische Priestertum „größer ist als das aronitische", daß — nach Hebräer 7, 7 — „das Geringere vom Besseren gesegnet wird".

Gerade wenn man diese vortrefflichen historischen Ausführungen Heilers im Zusammenhang durchdenkt und zu ihrer vollen Bejahung kommt, ist man im höchsten Grade überrascht, welche merkwürdigen Schlüsse Heiler aus seiner historischen Einsicht für das kirchliche Leben der Gegenwart zieht. Er hält es nämlich für dringend und unbedingt notwendig, „selbständig die Eingliederung in die apostolische Sukzession zu erstreben". Dies soll verwirklicht werden in einer „geschlossenen Bruderschaft", in einer „evangelisch-katholischen eucharistischen Gemeinschaft". Diese will Heiler so konstruieren, daß sie „wie andere landeskirchliche Gemeinschaften" dem Rahmen der evangelischen Landeskirche eingefügt werden kann. Neben der apostolischen Sukzession wird für diese Gemeinschaft charakteristisch sein, daß sie eine „vollkommene Stufenreihe der katholischen Ämter aufrichtet" und daß sie alle sieben Sakramente bejaht und verwaltet. Es soll also zur Gründung selbständiger Sakramentsgemeinden kommen, wie sie in anderer Art in der Christengemeinschaft nun schon seit sieben Jahren bestehen. Von den Sakramentsgemeinden der Christengemeinschaft werden sich die Heilerschen außer durch die mehr an die katholische Tradition angelehnten liturgischen Formen vor allem durch die apostolische Sukzession unterscheiden. Heiler ist sich wohl bewußt, und er spricht es auch ausdrücklich aus, daß „auf Seiten des landläufigen Protestantismus" eine „tiefe Abneigung" gerade gegen die apostolische Sukzession besteht. Trotzdem will er seine Sakramentsgemeinden mit dem Priestertum, das den entscheidenden Wert auf die apostolische Sukzession legt, zu Bestandteilen der Landeskirchen machen. Es wird nicht etwa nur wie in der Christengemeinschaft zugestanden, daß Mitglieder in der Landeskirche verbleiben, weil sie sich irgendwie mit ihr schicksalmäßig verbunden fühlen und die alten Werte der Landeskirche neben dem Neuen der Christengemeinschaft pflegen möchten, sondern es sollen die neuen Sakramentsgemeinden als solche „wie andere landeskirchliche Gemeinschaften" innerhalb der Landeskirche stehen.

Daß sich gegen einen solchen Reformversuch überzeugte Kirchenmänner wie Generalsuperintendent Schian sträuben, ist für den objektiv Denkenden durchaus verständlich. Tatsächlich sind ja solche Gemeinden, wie sie Heiler vorschweben, nicht mehr im Sinne der Landeskirche evangelisch, sondern sie sind als Gemeinden genau so wie diejenigen der Christengemeinschaft überkonfessionell. Tatsächlich gibt das Heiler indirekt zu, wenn er in einem anderen Aufsatz darlegt, daß sein Kreis „orthodox, katholisch und evangelisch" sein will (Hochkirche 12. Jahrgang Heft 1). Dann aber ist nicht einzusehen, warum diese Gemeinden nicht das sein wollen, was sie tatsächlich sind, nämlich „überkonfessionelle" Gemeinschaftsgebilde, warum sie durchaus als Bestandteile der Landeskirchen gelten wollen. Daß sie dadurch an Macht und Einfluß gewinnen könnten und wirtschaftlich gesicherter dastünden als die Gemeinden der Christengemeinschaft, ist unbestreitbar, aber das kann für Heiler doch unmöglich der ausschlaggebende Grund dafür sein, daß er diese Sakramentsgemeinden mit einer auf apostolischer Sukzession beruhenden Priesterschaft dem Rahmen der Landeskirchen einfügen will.

Gerade auf Grund der historischen Feststellung Heilers ist auch durchaus nicht einzusehen, warum er diesen entscheidenden Wert gerade auf die äußere „apostolische Sukzession" legt, von der er doch selbst nachweist, daß sie nicht im Sinne der römischen Kirche heilsnotwendig ist, daß sie sich nicht unbedingt in der Geschichte als Garantie für das „sichere Charisma der Wahrheit" erwiesen hat, daß sie sogar im Vergleich zu dem „pneumatischen Priestertum" das „Geringere" ist. Heiler gibt sogar zu, daß die entgegengesetzte römische Auffassung der Sukzession eine christlich nicht berechtigte „Engherzigkeit" ist. Trotzdem hält er es für unbedingt notwendig, daß dieser „Engherzigkeit" Konzessionen gemacht werden. Von allen Gründen, die er dafür anführt, leuchtet lediglich der kirchenpolitische ein, daß seine „evangelisch-katholisch-eucharistischen Gemeinschaften" ohne die äußere Sukzession den „Anstoß" nicht beseitigen könnten, den sie den Brüdern in der „orthodoxen, römischen und anglikanischen Kirche" damit geben würden, daß sie „die Eucharistie und die übrigen Sakramente im katholischen Sinne feiern, ohne durch vollkatholische Weihen dazu ermächtigt zu sein."

Aber darf diese Tatsache wirklich ausschlaggebender Grund für ein so schwerwiegendes Zugeständnis sein, das doch nur einem Vorurteil gemacht wird, wenn es — wie Heiler selbst nachweist — vollchristliches, ja „pneumatisches" Priestertum ohne „vollkatholische" Weihen gibt? Warum nimmt Heiler auf die Brüder in der evangelischen Kirche, der er seine Sakramentsgemeinden eingliedern will, weniger Rücksicht als auf die in der römischen, anglikanischen und orthodoxen Kirche, zumal doch die Vertreter der evangelischen Kirche nach Heilers eigenem Nachweis mit geistiger Berechtigung Anstoß an jener gesetzlichen Sukzessionsauffassung nehmen? Heiler führt dafür als Grund die „Rücksicht auf die Schwachen" an. Aber ist es berechtigt, diese Rücksicht auf die Schwachen soweit zu treiben, daß man sie in ihrer Schwäche bestärkt, anstatt die eigene Stärke dadurch zu zeigen, daß man sie zu einer besseren und freieren Auffassung der Priesterweihe und der Sukzession liebevoll weiterzuführen versucht?

Die Heranziehung der Jordantaufe des Christus durch Johannes, auf die Heiler am Schluß seines Aufsatzes kommt, ist zur Begründung der Heilerschen Haltung höchst ungeeignet. Die Johannestaufe war eine Heilsnotwendigkeit, die römische Sukzessionsauffassung aber ist nach Heilers eigenen Worten eine „Engherzigkeit". Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sich Jesus Christus einer wirklich gottgewollten Ordnung einfügt, oder ob sich Professor Heiler unter eine vorurteilsvolle römische „Engherzigkeit" beugt! Wenn man in Bezug auf eine geistig unberechtigte Sukzessionsauffassung so „tut als ob", so erfüllt man keineswegs wie Jesus Christus „alle Gerechtigkeit", sondern man verführt die „schwachen Brüder" dazu, in ihrer „Ungerechtigkeit" zu verharren. Solche Kompromisse muß auch derjenige entschie-

den ablehnen, der über Priesterweihe und Sukzession keineswegs im Sinne des „landläufigen Protestantismus" denkt, der vielmehr den „Symbolwert" der Sukzession in seiner geistigen Realität wohl zu würdigen vermag.

Nürnberg Karl Ludwig

2

Die Frage der apostolischen Sukzession ist zweifellos jenes ökumenische Problem, welches dem heutigen deutschen Protestantismus das allerfremdartigste ist. Es ist charakteristisch, daß die vortreffliche Neuausgabe von „Religion in Geschichte und Gegenwart" keinen selbständigen Artikel unter diesem Stichwort bietet. Das protestantische Mißtrauen gegen diese Institution ist wohl verständlich und in gewissem Sinne berechtigt; ihre Überschätzung durch den hochkirchlichen Anglikanismus, der sie geradezu zum wesentlichen Element der sichtbaren Kirche erhebt, muß notwendig immer wieder eine protestantische Ablehnung hervorrufen. In meinem oben erwähnten Aufsatze suchte ich sowohl der Überschätzung wie der Unterschätzung der apostolischen Sukzession entgegenzutreten. Ich suchte zu zeigen, daß diese Institution erst allmählich in einem komplizierten geschichtlichen Werdegang entstanden ist, daß dieser Entwicklungsprozeß aber sich einheitlich sowohl im Osten wie im Westen vollzogen hat und darum als ökumenisch anzusprechen ist. Aus den geschichtlichen Tatsachen zog ich den Schluß, daß die apostolische Sukzession keineswegs heilsnotwendig ist, daß sie aber sowohl um ihres ökumenischen Charakters wie um ihrer symbolischen Anschauungskraft willen zur vollkommenen und idealen Verfassung der sichtbaren Kirche gehört.

Diese Auffassung steht in Einklang mit der genuinlutherischen, wie sie vor allem auch von Erzbischof Söderblom vertreten wird. Für das Luthertum gehört die apostolische Sukzession wie die episkopale Verfassung überhaupt und wie selbst der Ehrenprimat (nicht Jurisdiktionsprimat!) des römischen Bischofs zu den adiaphora, die nicht Wesensstücke des Evangeliums sind, die aber als altehrwürdige und sinnvolle Symbole wie als Mittel der ökumenischen Gemeinschaft hohen Wert besitzen, oder wenigstens besitzen können. Sofern diese adiaphora nicht in unevangelischer Weise überschätzt oder in gesetzlich-mechanischer Weise mißdeutet werden, kann kein evangelischer Christ gegen sie etwas einwenden. Niemand wird der schwedischen Kirche, welche auch nach der Reformation die apostolische Sukzession ununterbrochen weiterführte, den Vorwurf mangelnder evangelischer Haltung machen können.

Läßt sich also gegen die apostolische Sukzession in dieser völlig elastischen und ungesetzlichen Deutung nichts einwenden, so erst recht nichts dagegen, daß durch die Einreihung in sie eine Brücke zu den episkopalen Traditionskirchen geschlagen werde. Wer in der ökumenischen Bewegung steht, weiß, daß das Fehlen der apostolischen Sukzession eines der Haupthindernisse der Interkommunion mit der orthodoxen, der armenischen, der altkatholischen und anglikanischen Kirche ist — die römische Kirche kommt überhaupt nicht in Frage, da für sie ja nicht der Besitz der apostolischen Sukzession entscheidend ist, sondern die Unterwerfung unter die päpstliche Jurisdiktion (nichts liegt mir ferner als eine „Beugung unter eine vorurteilsvolle römische Engherzigkeit"). Die geplante Einigung der südindischen Missionskirchen ist aufs schwerste bedroht durch die Gegensätze in der Frage der apostolischen Sukzession. Warum soll man nicht dieses Hindernis, diesen wahren Zankapfel einfach dadurch beseitigen, daß man sich die Tradition der alten Kirchen zu eigen macht? Gewiß, wäre die apostolische Sukzession als solche etwas Schlechtes, Unterchristliches, Unevangelisches, eine „Ungerechtigkeit", dann müßte man den Forderungen der Episkopalkirchen unbeugsamen Widerstand entgegensetzen. Aber da sie ein wundervolles äußeres Zeichen für die innere Kontinuität mit der Urkirche und für die innere Gemeinschaft mit der ökumenischen Kirche ist, die wir so nachdrücklich verfechten, da überdies durch den Gebrauch eines solchen äußeren Zeichens die evangelische Grundhaltung in keiner Weise Schaden leiden muß, sollte man dieses Einigungsmittel nicht so gering schätzen oder feindselig bei Seite werfen und dadurch die Herstellung der Interkommunion auf ungewisse Zeiten verschieben. Wo der ökumenische Einheitswille innerhalb der nichtepiskopalen Kirchen ganz lebendig ist, erhebt sich von selbst das Verlangen nach der Wiederanknüpfung der unterbrochenen apostolischen (besser gesagt episkopalen) Sukzession. Kein Geringerer als Siegmund-Schultze (der sicher kein Vertreter eines gesetzlichen Hochkirchentums ist) hat darum schon nach der Lausanner Konferenz die Herstellung der apostolischen Sukzession als den Weg zur Interkommunion bezeichnet.

Gewiß möchten wir Niemandem die apostolische Sukzession aufdrängen, auch nicht unseren Landeskirchen. Ludwig hat meine Ausführungen durchaus mißverstanden, wenn er glaubt, wir erstrebten die apostolische Sukzession überhaupt oder eine sie verwirklichende Gemeinschaft als eine „landeskirchliche Einrichtung". Unsere heutigen Landeskirchen wie unser Kirchenvolk sind dazu überhaupt nicht reif. Was wir verlangen, ist einzig und allein die Freiheit, in unserem ökumenischen Zeitalter die volle Gemeinschaft mit anderen Kirchen und auch mit den alten episkopalen Kirchen ungehindert zu pflegen und darum auch die für diese ungehinderte Pflege nötigen Voraussetzungen zu erfüllen. Eine Bruderschaft, die dieser zwischenkirchlichen Gemeinschaft dient, ist selbstverständlich „überkonfessionell" — wir wollen ja von den getrennten Sonderkirchen zu einer universalen Kirche kommen; aber sie bleibt doch durchaus im Rahmen der bestehenden Landeskirchen, insofern sie durch eine solche ökumenische Gemeinschaft weder die formelle Mitgliedschaft bei ihnen noch irgend etwas von ihrem wertvollen Sondergut aufgibt.

Ludwigs Vergleich mit der Christengemeinschaft (für die übrigens der Schreiber dieser Zeilen in manchem eine hohe Bewunderung hegt) ist nicht ganz zutreffend. Die Christengemeinschaft lehnt jede Verpflichtung auf eine evangelische Bekenntnisschrift als ihr durchaus wesensfremd ab; die „Hochkirchliche Vereinigung" hingegen steht auf dem Boden der Confessio Augustana, also jenes Bekenntnisses, in welchem die allermeisten deutschen Landeskirchen die feierliche Bezeugung ihres evangelischen Glaubens erblicken und auf welches sie ihre geistlichen Diener ausdrücklich verpflichten. Sie sieht freilich im Augsburgischen Bekenntnis nicht eine trennende konfessionelle Urkunde, sondern entsprechend seinem ursprünglichen Sinn ein Irenikon, das die Vereinbarkeit des reinen evangelischen Rechtfertigungsglaubens mit der katholischen Tradition in Dogma und Kultus erweisen will. Solange die Mehrzahl der deutschen Landeskirchen die evangelisch-katholische Confessio Augustana als Bekenntnisschrift aufrecht erhält, kann kein vernünftiger Grund dagegen geltend gemacht werden, daß die hochkirchliche Bewegung in Deutschland den Zusammenhang mit dem Landeskirchentum festhält und zugleich die ökumenische Gemeinschaft mit den außerrömischen katholischen Episkopalkirchen anstrebt. Auf den großen ökumenischen Konferenzen haben deutsche Kirchenmänner gottesdienstliche Gemeinschaft mit Anglikanern und Orthodoxen gepflegt. Auf der Stockholmer Konferenz haben deutsche Generalsuperintendenten im Amtskleid sogar an einer orthodoxen Pannychis (Totengottesdienst) für den russischen Patriarchen teilgenommen. Es wäre höchst unlogisch, wollte man es uns verargen, daß wir diesen Weg folgerichtig zu Ende gehen und die volle Interkommunion mit den Kirchen der Tradition zu verwirklichen suchen.

Wir nehmen es unseren Kirchen nicht übel, daß sie heute noch nicht imstande sind, die letzten Konsequenzen des ökumenischen Wollens zu ziehen. Wir dürfen aber verlangen, daß sie die Weitherzigkeit aufbringen, uns ihnen voraneilen zu lassen. Wer die im Neuen Testament verkündete Einheit der Kirche bejaht, der kann nicht ruhen, bis die Trennung im Heiligsten, in der Tischgemeinschaft des Herrn, aufgehört hat und „wir viele" wirklich nur „ein Leib sind".

Marburg Friedrich Heiler

Der Unfug der Sonntagsschule

Streitsätze

1. Die Aufgabe, den Kindern kirchlich zu dienen, steckt von ihrem ausländischen Ursprung her noch tief im Geist des Unterrichtens und muß ganz ernst und folgerichtig in das gottesdienstliche Gebiet umgedacht werden.

2. Ein Hauptübelstand liegt in der Wahl des Stoffes,
der nur aus der Bibel genommen,
der von einer Zentralstelle aus vorgelegt,
der nachher zumeist lehrhaft-moralistisch an die Kinder herangebracht wird.

3. Dieser Fassung der Aufgabe liegt zu Grunde
eine fast abergläubisch zu nennende Wertung des biblischen Materials (alttestamentliche Geschichten mit erzwungener erbaulicher Abzweckung!),
ein an die Schulverwaltung erinnerndes Zentralisieren,
eine untergeistige Mechanisierung, die sich in der Lieferung von offiziellen überaus minderwertigen katechetischen Entwürfen kundgibt,
eine Überschätzung des Frageverfahrens, die in der unglückseligen Schlußkatechese gipfelt, die dazu noch eine üble Kontrolle der Helfer bedeutet.

4. So werden die biblischen Stoffe um ihren Reiz gebracht oder verfrüht, so daß die Schule mit Recht über diese Konkurrenz erzürnt sein muß, und der aufgewandten Mühe entspricht oft genug weder die Zahl der Kinder noch der auf sie ausgeübte Einfluß.

5. Eine kleine, gleichförmige Kinderschar wird am meisten gefesselt, wenn der Pfarrer unmittelbar selbst eine kurze Geschichte gut erzählt; eine größere Schar, wenn es durch gut vorgebildete und wohl vorbereitete Helfer geschieht.

6. Als solche Geschichten empfehlen sich Legenden aller Art und passende Erzählungen aus der schönen Literatur (Dorian Gray), die wenigen vom Schulunterricht übersehenen biblischen Geschichten (Rizpa, die Tochter Ajas, die ungleichen Brüder, die streitenden Kindergruppen), vor allem aber in Erzählung umgesetzte biblische Worte. Es ist ein höherer Reiz und eine schönere Aufgabe für einen Helferkreis, solche Stoffe auszusuchen und auszugestalten, als das Diktat seines Pfarrers wiederzugeben.

7. Dieses biblische Wort oder ein anderes kurzes bilde mit ein paar kurzen Gebeten die Liturgie, während die jetzt häufig von der Zentralstelle angeordnete Verlesung von mehreren Kapiteln etwa aus dem Leben Sauls zwar jenem Bibelaberglauben entspricht, aber allen kinderpsychologischen und pädagogischen Erfahrungen ins Gesicht schlägt.

Marburg Friedrich Niebergall

Kreuz und Schwert

Zu dem Aufsatz von G. Kehnscherper: „Das Kreuz Christi"

Zu dem Schmerzlichsten in unserer heutigen kirchlichen Diskussion gehört doch die immer wieder aufgenommene Aussprache über Krieg und Frieden mit ihrem hoffnungslosen Aneinandervorbeireden. Eben kommt mir wieder zu gleicher Zeit in die Hand ein Aufsatz im Deutschen Pfarrerblatt (von Pfarrer Kuptsch über das Problem des Friedens auf Erden im Lichte des Neuen Testaments), der in einem schon oft gehörten wenig erfreulichen Ton zu beweisen sucht, daß „der echte evangelische Christ und der heute in Deutschland übliche Pazifist noch größere Gegensätze sind als Feuer und Wasser (!)" — und der Artikel von Kehnscherper in der CW (Nr. 7) über „das Kreuz Christi", der wieder die entschiedene Gegenposition vertritt: Für die Kirche und den Christen gibt es nur Ablehnung des Krieges bis zur letzten Konsequenz, zum Ungehorsam gegen den Staat und zur Kriegsdienstverweigerung. Jeder der beiden Autoren ist wie immer in solchen Fällen überzeugt, daß seine Stellung Jedem als die allein schriftgemäße, echt christliche einleuchten müsse. Beide aber gleiten, wie das eben auch immer wieder zu beobachten ist, schließlich doch an den ernsten Einwendungen, die man gegen ihre Beweisführung erheben kann, vorüber.

Ich möchte hier mit einigen Worten andeuten, worin ich bei Kehnscherper den schwachen Punkt und die für mich noch offene Frage sehe. Ich brauche nicht von dem zu reden, worin ich mich mit ihm einig weiß und worin schließlich allerdings alle Christen einig sein sollten: daß der Krieg aus der Sünde stammt, daß die Durchführung des Krieges in Töten, Zerstören und allem Schrecklichen, das davon unabtrennbar ist, ein beständiges Handeln in Sünde ist, daß darum die Kirche immer nur den Krieg verurteilen und für den Frieden eintreten kann, daß sie vor einem drohenden Kriege als einem furchtbaren Unheil bis zum Letzten warnen und alles wahrhaft Frieden fördernde Streben unterstützen muß und in jeder Weise mit hinarbeiten auf ein Verhältnis der Völker zueinander, das Kriege mehr und mehr unmöglich macht. Das ist der christliche Pazifismus, den immer klarer und entschiedener zu vertreten mir allerdings Pflicht und Notwendigkeit für unsere Kirche scheint.

Aber — nun kommt eben doch ein unvermeidliches Aber. K. schreibt: „Die Frage, die einzig zur Debatte stehen kann, ist die: ob ein Christ, ob eine Kirche angesichts des Kreuzes Christi und seiner Leiden sich mit der Waffe in der Hand vor das Vaterland schützend stellen darf, d. h. in urplötzlich angemaßter gottähnlicher Haltung als Herr der Gegenwart und Zukunft zu gottfeindlichen Handlungen sich entschließen darf, um dadurch die Situation zu retten; — wir können hier nur mit einem entschiedenen Nein antworten." Unverständlich ist mir an der Formulierung dieser Frage, wie K. hier Christ und Kirche nebeneinanderstellen kann; es hat doch keinen Sinn, davon zu reden, daß eine Kirche sich mit der Waffe in der Hand schützend vor das Vaterland stellen könnte; es kann sich hier doch lediglich um den Einzelnen handeln, der als Einzelner sowohl Christ, Glied der Kirche, wie Glied des Volkes und Diener des Vaterlandes sein kann *). Weiter erscheint mir aber auch der erläuternde Nachsatz als ein Unding, daß dieser Christ, wenn er die Waffe zum Schutze des Vaterlandes führt, „sich in urplötzlich angemaßter gottähnlicher Haltung als Herr der Gegenwart und Zukunft zu gottfeindlichen Handlungen entschlösse, um dadurch die Situation zu retten". Ist es denn nicht eine ganz wirklichkeitsfremde gedankliche Konstruktion, daß ein Christ, der mit der Waffe zum Schutze des Vaterlandes sich bereit stellt, damit eine angemaßte gottähnliche Haltung einnehme, also gleichsam für seine Person Schicksal spielen wolle, und sich zu gottfeindlichen Handlungen entschlösse, während er sich doch in Wirklichkeit in einem solchen Augenblick ganz und gar nur als von einem unabwendbaren Schicksal beherrscht oder unter Gottes allmächtiger Hand stehend fühlen kann und das, wozu er sich genötigt fühlt, doch nicht als gottfeindliche Handlung, sondern als in diesem Augenblick von Gott ihm aufgelegtes Muß empfindet?

Die Sache liegt doch so, daß der Christ eben niemals „nur Christ" ist, sondern immer Christ in dieser Welt ist, d. h. aber Christ als Glied eines Volkes und damit diesem Volk und Vaterland nach Gottes Fügung in besonderer Weise verpflichtet. Und das ist nun die entscheidende Frage, ob diese Verpflichtung dem Volk und Vaterland gegenüber auch so weit gehen kann, daß der Christ sich mit der Waffe schützend vor das Vaterland stellen muß, ja muß auch „angesichts des Kreuzes Christi und seiner Leiden". Das entschiedene Nein, das K. hier zur Antwort gibt, hat für mich diese Frage noch nicht entschieden. Es ist ja sehr leicht zu sagen, daß hier nur gelte: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, oder daß der Christ einfach glauben müsse, daß Gott auch ohne unsere Waffen unser Volk genugsam schützen werde. Aber ist damit wirklich alles gesagt, was hier für uns als Christen gilt? Wenn nun die Welt, in der wir Christen heute leben, doch eben aus Völkern und Staaten besteht, und wenn nun doch kein Volk und Staat bis heute bestehen kann ohne eine Staatsgewalt und Waffenrüstung, die schon zur Aufrechterhaltung des inneren Friedens unentbehrlich ist, die aber sofort auch zur Schutzwehr nach außen wird, — wenn die Welt tatsächlich heute noch so beschaffen ist (und wer weiß, ob irgend-

*) Hier wird der Herr Redner dem Herrn Vorredner nicht gerecht. Wenn der nächste Krieg ausbricht, wird nicht nur der Einzelne dazu Stellung nehmen müssen, sondern auch, durch ihre Vertreter und Behörden, die Kirchen. Es wird theoretisch möglich sein, daß die verschiedenen Landeskirchen eine verschiedene Haltung einnehmen. D H

ein Kriegsächtungspakt oder eine andere internationale Maßnahme daran etwas ändern wird), dann muß es also eine Staatsgewalt mit dem „Schwert" unter uns geben, es muß Regenten und Politiker und Soldaten geben, und — damit ist eben doch die alte Frage Luthers heut immer noch da: „ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können." K. empfindet wohl selber, wie hier der schwache Punkt seiner Ausführungen liegt; denn er sagt: „Man frohlocke nicht: nun komme der Kompromiß nur um so gröber." Er meint, sich der Schwierigkeit durch die einfache Erinnerung entziehen zu können, „daß es nie auf dieser Erde nur Christen geben" werde, daß der Staat immer auf dem Boden des Alten Testaments stehen werde und „der christlichste Politiker in seiner politischen Arbeit immer nur Gesetzesmensch sein könne". Was heißt denn das aber? Es bedeutet doch, die schwere innere Spannung, die in der Vereinigung von Christentum und Staatsbürgertum notwendig für jeden Christen liegt, auf Andere abladen wollen, um sich selber zu entlasten. Es soll der echte Christ Politik und Waffenführung, die wohl sein müssen, von sich abschieben mit der Rechtfertigung, daß es ja immer Halbchristen oder Nichtchristen geben werde, die sich mit diesen Dingen befassen und abfinden können. Ist das aber nicht ein Standpunkt, den sich — wenn ich einmal so sagen darf — die Glieder einer Sekte leisten können, aber nicht die Glieder einer Kirche, die Volkskirche sein will und als solche die Verantwortung mit tragen will für das, was in diesem Volke nach Gottes Fügung sein muß?

Und so komme ich nun eben um die ernste Frage nicht herum: Ist dort wirklich das echte Christentum, wo es K. sieht? Ist dort wirklich das Handeln, das angesichts des Kreuzes Christi allein möglich ist? Ist der Quäker, der um seines Gewissens willen den Schutz des Vaterlandes im Waffendienst ablehnt, wirklich der, der das Kreuz Christi treuer trägt als der Christ, der auf den Ruf des bedrängten Vaterlandes die Waffe ergreift, die zum Töten da ist, und den Opfergang geht, der ihm die schwerste Selbstverleugnung abfordert (eine so große, daß Andere darin „Kompromiß", Verleugnung Christi und gottfeindliches Handeln sehen können!) — und Selbstverleugnung ist doch das eigentliche Kennzeichen der Nachfolge Jesu?

Bin ich in einer schlechten nationalistischen Ideologie befangen, wenn ich diese Frage stelle? Ich behaupte nichts und will nicht „recht behalten". Es kann unser Ziel doch nur sein, daß wir durch Einanderverstehen derer, die sich verständigen wollen, über das wahrhaft christliche, wie wir es in der Wirklichkeit dieser Welt bewähren sollen und können, zur Klarheit kommen.

Chemnitz Georg Wustmann

Von jetzt an wird in unsern christlichen Kreisen keine Erörterung über Krieg und Frieden mehr möglich sein ohne gründliche Auseinandersetzung mit dem Werke von Professor Heering: „Der Sündenfall des Christentums". Siehe Inserat. R

„Calvinisierung" und „Lutheranisierung"

Mackintosh

Die Zeit der Lichtreklame arbeitet mit Stich- und Schlagworten. Und soweit das nicht leicht-fertig und karikaturhaft geschieht, mag es angehen, und kann im kurzen aktuellen Markieren seine Vorteile haben. „Calvinisierung" heißt nun das bekannte ökumenische Modewort seit Stockholm. Das angelsächsische, englisch-amerikanische Reformiertentum, ein „Calvinismus" freilich in arg rationalistisch-säkularisierten Formen, tritt im Protestantismus den kirchlichen Siegesmarsch seiner aktivistisch-praktischen Ideen an und zwingt auch das Luthertum, auf diese sozialethischen, kooperativen und unionistischen Bestrebungen einzugehen. Das meint, meist applaudierend, das Schlagwort.

Aber auch bei solcher einfachsten Reduktion des komplizierteren Prozesses ist das in der Gegebenheit und Aufgegebenheit der modernen Wechselwirkungen und Beeinflussungen ja doch nur die eine, wenn auch die zunächstgegebene und pragmatisch manifestiert in die Augen fallende Bewegungsseite. Die andere, weil mehr als innerer kritischer Prozeß unter der Oberfläche sich abspielend und erst noch mehr vor uns liegend, wird meist übersehen. Aber sie ist ihrem Sinngehalt nach im heutigen ökumenischen Austausch ein ebenso wichtiger Faktor, wenn auch vorerst noch mehr aufgegeben als gegeben. Dankbar muß jene „Calvinisierung" anerkannt werden in ihren gewaltigen aktivierenden, entquiesziierenden Anregungen, von manchen Kreisen zweifellos noch viel mehr als schon geschieht — aber ihr gegenüber als anderseitiger Beitrag, als kritische Antwort im Dialog, als korrigierende Gegenanregung und kontributive Weiterführung dieses neuen universellen Gesprächs hat das zur Geltung zu kommen, was man mit entsprechendem Schlagwort als „Lutheranisierung" vielleicht schon bezeichnet haben mag: prüfende, warnende und vertiefende Fragen und Hinweise aus dem Wahrheitsschatz des Luthertums. Da ist die Hervorkehrung der Wahrheitsfrage vor dem ethischen Pragmatismus, da ist (mit einer von Rade in seiner Glaubenslehre angeregten Schlagwortentgegnung) der theologisch-wissenschaftliche „Aktivismus" der geistigen Bemühung um Richtigkeit und Klarheit und um „reine Lehre"; da ist der metaempiriziistische eschatologische „Realismus", der Sinn für die tiefere Empirie von Sünde und Gnade und überlegalistischer wahrer Ethik der Spontaneität des Glaubens; da ist die sichere Orientation an jenem und innige Konzentration auf jenes Zentrum der individuellen paradoxen Gottesbegegnung, Gottesgemeinschaft und Gotteskraft: die „Rechtfertigung".

Daß es freilich strikt um die Sache gehe, daß theologische Wahrhaftigkeit, Offenheit und Bereitschaft herrschen, ebenso wie die Rücksicht auf und Anerkennung von organischer, individueller Assimilation und Ausprägung im Gegensatz zu schemenhafter Uniformierung, das allerdings sind die notwendigen vorauszusetzenden Regeln jenes aktuellen ökumenischen Gesprächs, das von Stockholm her in Gang gekommen ist und in vielen Teil-Dialogen und -Monologen, Akten und Zwischenspielen sich weiter vorwärts bewegen wird — zumal auch seit Wittenberg nach Canterbury ging und Canterbury zur Wartburg kam.

Aus dieser Perspektive heraus liegt uns daran, hinzuweisen auf ein jüngstes Buch des führenden schottischen Systematikers Hugh Roß Mackintosh, Theologieprofessors in New College, Edinburgh; ein modernes, gerade in seiner bloßen Sachorientierung und Entferntheit von jeglicher Ökumenizitätpropaganda wahrhaft ökumenisches Buch über das Thema des „lutherischen" Zentralbegriffs: die „Sündenvergebung" oder „Rechtfertigung", und zugleich mit einem universalen personalen Diskussionsradius der Auseinandersetzung mit führenden Theologen (The Christian Experience of Forgiveness, London, Nisbet and Co. Ltd.). „Luthers Probleme" — bekennt er in seinem Schlußwort — „in ihrer starken Dringlichkeit, sind noch unsere, und in unseren Bemühungen sie zu lösen müssen wir noch arbeiten im Lichte seiner religiösen Intuitionen." Und neben Anderen läßt der Autor, der, wenn ich nicht irre, auch A. Ritschls „Rechtfertigung und Versöhnung" und Schleiermachers Glaubenslehre übersetzt hat, in den Anführungen und Hinweisen zwei Dutzend bekannte deutsche Gelehrte zu Worte kommen, darunter Kant, Fichte, Harnack, Heim, Ihmels, Loofs und Stange; vor allem aber neben Luther selbst Ritschl und Herrmann, Karl Holl und Rudolf Otto.

Die Reihenfolge der zwölf Kapitel beginnt mit der Bedeutung der Zentralität der Sündenvergebung, der Klarlegung ihrer Struktur, ihrer Voraussetzung: Sünde und Schuld, und ihrer heilshaften Vorhandenheit in Jesus Christus. Dann folgt ein ausgezeichneter Aufweis der Evangeliumsidentität in der Linie Jesus—Paulus—Luther, mit klaren Strichen und feinen Einzelzügen. Die ferneren Kapitel erörtern weiter den Rechtfertigungskomplex: die göttliche Reaktion gegen die Sünde und den verzeihenden Gott, die Versöhnung und die Vergebungs-Erfahrung, die moralische Triebkraft der Vergebung, und endlich die Kollektiv-Vermittlung der Vergebung durch die Kirche mit dem Schlußausblick auf die sozialethische Not.

Der Empirizismus psychologischer Anknüpfungen und Erfahrungs-Analogien bildet das charakteristische Instrument des Aufschließens der Phänomene für den angelsächsischen Tatsachensinn. Immer wieder erfolgt der Rekurs auf und der Ausgang von der experience von Gleichartigem in der alltäglichen sozialen Sphäre des Lebens.

Bezeichnend ist dafür zumal die Erörterung des mysterium crucis unter Aufnahme bestimmter Gedanken von Horace Bushnell. Der Akt der vergebenden Versöhnung hat Gott innerlich Leiden, Opfer „gekostet", nach moralpsychologischen Analogien. Diese Agonie sehen wir offenbart in Jesus. Der Rekurs auf Hosea hierbei ist wirklich ein glücklicher Griff. Ein englisches Licht ist auch etwa die Erläuterung unserer Annahme durch Gott um Christi willen an der Gesellschaftssitte der Aufnahme eines Fremden um eines gemeinsamen Freundes willen.

Dabei wendet sich Mackintosh mit kritischer Schärfe gegen die Unzulänglichkeiten der „modernen Psychologie", und strebt auch über die Ritschlschen Rationalisierungen kräftig hinaus. Mit Energie bemüht er sich um die Zentralität des „Wunders" der „Rechtfertigung", um die Realität von Sünde und Zorn Gottes, um Kreuz, Versöhnung und Einigung mit Christus, um die Ethik der Spontaneität, um die Einheits-Markierung der Linie Jesus—Paulus—Luther. Allerdings gerade die Erörterung in den empirizistischen Bahnen bedürfte eines kräftigen Transzendierens, um in den eschatologisch-metaempirischen Realismus reformatorischen Denkens deutlicher und voller vorzustoßen, von Herrmann und Bushnell zu Luther und Calvin. Das jedoch nur als Diskussionsbemerkung.

Wir begrüßen jedenfalls Mackintosh's Buch auf das wärmste und freudigste. Es ist das beste genuin englische seiner Art, das uns seit langem in die Hand gekommen ist. Und wir hoffen auf weitere!

Saint Louis, Missouri Werner Petersmann

Bemerkungen zu zwei Werken über das Christentum

Classen und Schaafhausen

Es ist nicht — wie so Vieles heute — Mode und Zufall, daß in einer Zeit der Kulturumschichtung, die an den Verfall der Antike erinnert, die christliche Welt sich zu einer Erneuerung und Hegemonie anschickt, um vielleicht wiederum die Rolle zu übernehmen, die sie vor beinahe zweitausend Jahren erfüllte. Nicht zuletzt ist die neue Bewegung der christlichen Ideen eine natürliche Reaktion auf die vom Bolschewismus genährte gegennatürliche Bewegung des materialistischen Atheismus, die wiederum, das muß wissend zugestanden werden, eine Reaktion auf gewisse durch Pseudo-Christen mit pseudo-christlicher Phraseologie gedeckte Zivilisations-Verlogenheiten darstellt. Für den Einsichtigen ist Folgendes klar: Nur Toren und Einfältige, wie es die modernen Rationalisten sind, können glauben, Christus und das Christentum aus der Welt schaffen zu können. Dies hat nicht einmal der Größte der Größten, Nietzsche, vermocht und gewollt. Auf der anderen Seite ist es klar, daß ein Christentum, das sich nicht erneuert und verwandelt, in Gefahr ist, bedeutungslos zu werden. Eine Verwandlung und Erneuerung sehe ich in dreifachem Sinne: einmal in der Verlebendigung der kosmischen Ur-Symbole des christlichen Wesens, die weit in die vorchristliche Zeit zurückweisen; dann in der auf dem deutschen Protestantismus ruhenden Verantwortlichkeit vor der Erfüllung des persönlichen Christus in jedem Einzelnen; und schließlich in der Synthese des Christlichen mit dem Europäisch-Dionysischen. Diese letzte Entscheidung ist die zukünftigste. Die Wenigsten wissen, daß der Nietzsche des „Antichrist" diese Synthese bereits erfüllt und uns die Aufgabe hinterlassen hat, an ihr weiterzubauen. Damit ist das Morgenland europäisch geworden. Einen anderen Ausweg aus der Kulturkrise gibt es nicht. Anderenfalls wird das individuale Europa vom atheistischen Bolschewismus oder mystischen Sektierertum vernichtend verwandelt.

Mir liegen zwei Werke über Christus und das Christentum vor, die beide im Wesen und in den Zielen völlig verschieden, dennoch in Einem gemeinsam sind, und zwar in der Aktivierung des Christlichen. Ich finde gerade einen Beweis für die Unerschöpflichkeit des ewigen Christus darin, daß er ganz verschieden erlebt und auch ganz verschieden gelebt werden kann. Die beiden Werke besitzen noch nicht jene notwendige All-Genialität der Auffassung. Sie versteifen sich auf je einen Standpunkt und sind da gerade, obwohl sie beide von Objektivität reden, letztlich subjektiv oder besser: persönlich. Dies aber ist das Positive beider Werke. Es wird den Verfassern, die objektiv zu sein vorgeben, nicht bewußt.

1

Walther Classen gibt im „Eintritt des Christentums in die Welt" (Leopold Klotz Verlag, Gotha) eine Darstellung des Jesus von Nazareth, der christlichen Urgemeinde, der Antike und der Kämpfe zwischen beiden Welten. Das unbedingt Lebendige an diesem Werk ist die In-Parallele-Setzung unserer Kulturkrise mit der Krise der Antike und die rein-menschlich-ethoshafte Interpretation des Jesus, die — und da hat Classen recht — einer ähnlich wie die sterbende Antike erschütterten und hysterischen Zeit Halt und Weg sein kann. Classen hat Kant erlebt. Er weist jeden Mystizismus und jedes Sektierertum zurück. Außerordentlich wichtig ist es auch, daß er den Dualismus Platos als „Dekadenz" sieht und sich von dem Christentum abwendet, das von jenem Dualismus infiziert ist. Eine solche Auffassung führt einen großen Schritt weiter zur europäischen Zukunft, die anthropozentrisch-tellurisch ist. Die Jesusgestalt gibt Classen rein menschlich-persönlich, verfällt dabei aber nicht in den Rationalismus der Freigeister, die den Mythos Christus nicht verstehen. Classen hat wiederum kein Erlebnis für den kosmischen Christus. Neu und persönliches Erlebnis ist insofern sein menschlicher Jesus, als er ihn eben ganz menschlich aus der Struktur des Landes und des Volkes herauswachsen läßt und ihn weder nivelliert, wie es die liberalen Rationalisten tun, noch krampfhaft fanatisiert, wie es moderne Positivisten mit der Jesusgestalt getan haben. Man könnte den Jesus Classens mit manchen still und tief in der Natur forschenden Gestalten Goethes, ja mit Goethe selbst in Verbindung bringen. Classen nennt Jesus still und heiter, menschlich-bescheiden und demütig. Er ist der galiläische Bauer, der ein Handwerk gelernt hat und das Wachsen der Saat beobachtet. Classen schildert ihn bei seinem ersten Auftreten als schlanke Gestalt, sehnig und sonnverbrannt, jedes Wort, jede Sehne Leben und gespannter Wille. Ihm sind die Naturformen des Menschenlebens heilig: Familie, Dorf, Volk. Das Urchristentum sieht Classen fröhlich und gütig. Die Religion Jesu ist rein innerlich-sittlich zu erleben. Und das Verhältnis zu Christus ist rein persönlich. „Die Gottesherrschaft ist in Euch." Es ist ein Verdienst Classens, einer hysterischen und zum nebulosen Mystizismus neigenden Zeit ein Jesusbild gegeben zu haben, das menschlich einfach und menschlich heroisch ist. Das Erschütternde dieser Jesusgestalt ist ihr Kampf und ihr völliges Alleinsein zuletzt. Classen erlebt Jesus ganz als kämpferische Person, als Individuum im Sinne Kants. Dies ist die Gegenauffassung zur kosmischen Darstellung von Drews und zur magisch-mythischen Feilers. Classen nennt Drews' Werk phantastisch. Er sieht hier nicht komplex. Denn ewig werden sich beide Auffassungen, die individuale und die mythisch-kosmische, gegenüberstehen. Wie Asien und Europa. Beide Auffassungen haben ihre Gefahren, sobald sie einseitig werden. Classen wird anfechtbar, wenn er in seiner Vermenschlichung des Jesus zu folgendem Bild greift: „Jesus war in Gethsemane einsam wie der Krieger vorm Schützengraben des Weltkrieges, wenn die Granaten des Angriffs heransausten und aus dem zerrissenen Trichterfeld kein Zurück mehr war zur Truppe, und ringsum Leichen." Ich sehe die Notwendigkeit solcher trivialen Parallelisierung nicht ein.

Ein Positives ist bei Classen die plastische und farbige Anschaulichkeit der Schilderung — Classen ist selbst in Palästina gewesen — und die oft klassische Schönheit und Leichtigkeit der Sprache. Man liest die Darstellung von Land und Leuten mit einem Genuß, den etwa nur die orientalischen Aufzeichnungen Flauberts vermitteln. Meisterhaft sind die Darstellungen einzelner Persönlichkeiten, etwa des Athanasius, des Basilius und des Augustin. In Allem werden viele neue Zusammenhänge aufgedeckt. Das Werk reicht bis zu Benedict von Nursia.

2

Auch die andere Arbeit über die christliche Welt, das Werk von F. W. Schaafhausen „Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen" (Eugen Diederichs-Verlag, Jena) stellt den Menschen vor persönliche Entscheidungen. Es ist wie Classens Werk germanisch-protestantisch, und doch reicht es in eine andere Sphäre des Bewußtseins hinein. Der Kern dieses Werkes ist, die Erfüllung des wahren Christentums im und durch das deutsche Wesen aufzuzeigen. Schaafhausen sieht Paulus ohne den platonischen Dualismus, den Classen feststellt. Der Kern der Erlösungslehre liegt für Schaafhausen in der paulinischen Definition der Liebe. Der Opfertod Christi bewirkte nicht die Erlösung von den Sünden. „Aber der Bann der Erbsünde war gebrochen. Dadurch sah der Mensch den Himmel wieder und den Weg dorthin. Darin lag seine Erlösung." Der Glaube ist Schaafhausen eine bewußt entwickelte Kraft. Der Mensch antwortet auf dieses Geschenk mit der Liebe, die wiederum bewußt gelenkter Wille zum Guten ist. Entscheidend ist, wie Schaafhausen das „Vollkommene" des Paulus weiterbaut. Das Vollkommene ist die endgültige Vereinigung der Menschen mit Gott. Selbstbewußtsein und Liebe werden dieses Ziel verwirklichen. Schaafhausen spricht an anderer Stelle von der Erschließung des Absoluten durch bewußtes Denken des Vollmenschen. Dies — die Entlarvung des kosmischen Urphänomens — ist ihm das eigentliche in die Zukunft weisende Christliche. Classen findet diese Tendenz auch in der Antike, aber bei den Kulten, die das Christentum begleiteten. Er sagt von ihnen: „Alle diese Kulte waren vom Schimmer des Zauberischen und Geheimnisvollen umgeben. Ihre Götter sollten mehr sein als die Gestalten der Welt. Was über sie gelehrt wurde, würden wir heute Anthroposophie nennen. Das Letzte, Absolute soll dem Menschen zu erleben möglich werden. ... Erkenntnis höheren Grades wird ihm zu Teil." Diese Erkenntnis bejaht aber gerade Schaafhausen. „Wir müssen das Bewußtsein von unserer Eigenpersönlichkeit, von unserer Individualität steigern zum Bewußtsein von unserer Schöpfermacht, die als Kraft unseres geistigen Kernes in uns ruht." Wir haben bisher nur als Teilmenschen gelebt. Jetzt ist es Zeit, uns zu schöpferischen Vollmenschen zu entwickeln und damit die Christus-Idee schöpferisch weiterzutragen.

Dies ist im Kern der Weg Schaafhausens, den ich hier nur interpretiere, nicht kritisiere. Schaafhausen grenzt scharf den westlichen und östlichen Christus voneinander ab. „Jeder einzelne Christ mußte den Christus in sich aufnehmen, wie ihn die Erde aufgenommen hatte, mußte ihn aus sich neu gebären, wie er aus der Erde auferstanden war." Dies ist germanisches Christentum im Gegensatz zum römischen. Außerordentlich ist die Darstellung Schaafhausens, wie jene beiden Mächte Christentum und Germanentum zusammenwachsen, wie der germanische Mensch gegenüber der westlichen Kirche seine Selbstbestimmung verteidigte. Und Schaafhausen läßt diese Selbstbestimmung sich weiter bis auf unsere Tage entwickeln.

Eine sehr glückliche und neue Interpretation der Geschichte ist die Anerkennung jeder Epoche in ihren Zeugnissen. Jede Zeit hat das ausgesprochen, was sie hat mitteilen wollen. Der Mensch ist nicht derselbe geblieben. Er hat sich gewandelt. So wird sich der Mensch weiter wandeln und in der Durchchristung den kosmischen Plan erfüllen. So das Ziel Schaafhausens. Schaafhausen denkt objektive Erkenntnisse zu geben. Er irrt. Doch hierüber habe ich an dieser Stelle nicht zu sprechen. Zu bedenken wäre nur Eines: Ist wirklich die wesentliche christliche Welt identisch mit den Leistungen der „Zivilisation? Schaafhausen sagt: „Wir stehen heute in den Anfängen christlicher Geschichte. Die Wirkungen des Christentums haben soeben (?) begonnen und umspannen in politischen, in Wirtschaftsformen, in sozialen Anschauungen die ganze Erde, die überhaupt in dem großen Austausch der materiellen und geistigen Güter einbezogen ist, auch da, wo die Gestalt des Erlösers aufs Bitterste bekämpft wird."

Da es Schaafhausen erwünscht ist „eine Diskussion zu entfesseln", so stelle ich diese Auffassung des Christlichen zur Diskussion. Ich beginne mit einer Negation, indem ich sage, daß das Wesen des Christlichen genau so wie Laotse, wie Kierkegaard, wie Dostojewski ewig in der heilenden Gegenwirkung gegen die Überspitzung des Zivilisatorischen liegt und daß die Aktivität des Christlichen von der zivilisatorisch-ökonomischen Aktivität grundverschieden ist.

Das Wesentliche des Schaafhausenschen Werkes bleibt seine dramatisch-dynamische Darstellung und die Aktivität des christlichen Erlebnisses. Im Mittelpunkt seiner Darstellung steht der Mensch, der schaffende Christusmensch, der faustische Mensch. In schöpferischer Konzentration gibt Schaafhausen außerordentlich viel neue Perspektiven. Ihm ist die Vermittlung von Material zu danken, an das der Laie nie herankommt. Die beigegebenen Bilder von Darstellungen des kosmischen Christus verlebendigen nicht zuletzt das Werk, dessen zweiter Band die Epoche von der Hohenstaufenzeit bis Paracelsus behandeln soll.

3

So verschieden beide Darstellungen sind, beide treffen sich in der Ablehnung der starren kirchlichen Institution. Beiden, Classen wie Schaafhausen, glückt jedoch nicht das Verstehen der Biologie einer grandiosen Machtinstitution der Kirche. Gewiß ist es biologisch verständlich und wertvoll, wenn das Germanische gegen das Römische rebelliert. Wer aber vom archimedischen Punkt aus das Christliche beurteilt, kann nicht mit abgegriffenen Klischees ein organisch Gewachsenes wie die Kirche abtun. Die Feststellung, daß die Kirche dem Urchristlichen nicht entspreche, mag richtig sein, trifft aber nicht den Kern. Sie kann ja doch gar nicht der urchristlichen Gemeinde entsprechen. Maßgebend, welche Heilwirkung sie als kollektive Macht ausgeübt hat. Diese bindende Macht steht sicher nicht hinter der immer wieder die Wasser erregenden Macht der individualistischen „Ketzer" zurück. Es kommt auch hier auf eine komplexe Betrachtung an*).

Dresden Kurt Liebmann

Die Religionen der Erde

Zweiter Band der Sammlung „Wissenschaft und Kultur". Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1929. 263 S. 9 M.

Die Leitung der volkstümlichen Universitätskurse der Wiener Universität veranstaltete im Wintersemester 1927/28 eine Vortragsreihe über die Religionen der Erde. Der Zudrang war so groß, daß jeder Vortrag dreimal gehalten werden mußte. Die Drucklegung der Vorträge entspricht unter diesen Umständen dem lebhaften Interesse, das sich in den weitesten Kreisen der Wiener Gesellschaft für den Gegenstand kundtat. Aber darüber hinaus sollte das Buch, das bei trefflicher äußerer Ausstattung gebunden bloß 9 Mark kostet, wegen seines gediegenen Inhaltes vollste Beachtung finden.

Katholische sowie evangelische Theologen, Historiker, Sprachforscher und Philosophen der Wiener Universitäten haben sich zusammengefunden, um „in Einzeldarstellungen" „die Religionen der Erde" zu kennzeichnen. Bei dieser Auswahl der Mitarbeiter konnte eine verschiedene methodische Einstellung in den einzelnen Beiträgen nicht ausbleiben. Während der Germanist Rudolf Much besonderen Nachdruck darauf legt, durch Sprachvergleichung die germanischen Göttergestalten näher zu bestimmen, ist es dem Philosophen Robert Reininger in erster Linie darum zu tun, den Wandel der Weltanschauung der Inder auf den verschiedenen Stufen ihrer religiösen Entwicklung herauszuarbeiten. Heinrich Balcz, dem Aufzeichnungen des bekannten Aegyptologen Junker zur Verfügung standen, stützt seine Ausführungen über die alten Aegypter hauptsächlich auf eine kritische Sichtung der Inschriften und bildlichen Darstellungen, wohingegen der klassische Philologe Ludwig Rademacher die religiöse Gedankenwelt der Griechen und Römer aus deren Kulturentwicklung unter besonderer Berücksichtigung des literarischen Niederschlags verständlich macht. Einen anderen Weg schlägt Bernhard Geiger ein, indem er die Religion der Iranier mit ihren heiligen Schriften, mit den „Verspredigten" Zarathustras im Mittelpunkt, darlegt. Friedrich Kraelitz bietet einen nach allen Seiten hin abgerundeten Abriß der Entstehung und Weiterbildung des Islams. Hingegen beschränkt sich Arthur Rosthorn, dem die Religion Chinas übertragen wurde, auf die viel umstrittene Urreligion der Chinesen, als deren Wesensart er in Ablehnung der bisherigen Erklärungsversuche hauptsächlich auf Grund der alten Ritenbücher einen reinen Monotheismus sowie den Ahnenkult festhalten möchte. In ähnlicher Weise verfährt Viktor Christian, der die Religion Assyriens und Babyloniens aus den religiösen Verhältnissen der nicht semitischen Sumerer, der Vorgänger der semitischen Assyrer und Babylonier im Zweistromlande, auch in ihrer Fernwirkung zu erfassen sucht. Eine von den bisher erwähnten Darstellungen abweichende Methode wendet der Systematiker der evangelisch-theologischen Fakultät Karl Beth bei den Religionen der Primitiven an, insofern er von den einzelnen Erscheinungsformen derselben, wie Dämonismus, Reinkarnation, Animismus, Manaismus, Fetischismus, Manismus, Totemismus und Deismus aus dem Vergleich aufeinander folgender und nebeneinander bestehender „Kulturkreise", die er aber nicht im üblichen Sinne historischer Gestaltung versteht, in ihrer Besonderheit wie in ihrer gegenseitigen Verschlungenheit einen klaren Eindruck vermittelt. Dem gegenüber bewegen sich die Ausführungen des Alttestamentlers derselben Fakultät Fritz Wilke's über die Entstehung und den Werdegang der israelitisch-jüdischen Religion in den Bahnen des historischen Ablaufs der drei Kulturepochen des jüdischen Volkes: Die Religion in der Zeit vor der Ansiedlung in Palästina kennzeichnet er als Stammesreligion, in der naturhafte göttliche Mächte verehrt wurden; die nach der Seßhaftmachung im eigenen Lande als bäuerliche Landesreligion in Weiterbildung der Religionsstiftung des Moses, der die Verehrung des ehemaligen midianitischen Gottes Jahwe zu einer Angelegenheit der Gesamtheit gemacht hatte; die im Zeitalter der Zerstreuung und der Fremdherrschaft als universellen ethischen Monotheismus auf Grund der Reformarbeit der Propheten. Dabei verliert Wilke neben den Hauptlinien die Unterströmungen und Nebenbildungen nicht aus dem Auge, wie er nicht minder die auswärtigen Einflüsse auf die Gestaltung der jüdischen Gedankenwelt berücksichtigt. Auf dem knappen Raum, der ihm zur Verfügung stand, ist ihm ein großer Wurf gelungen.

Den Abschluß der Vortragsreihe bilden Darbietungen über die Entstehung und die Entwicklung des Christentums. Die beiden Neutestamentler der Universität, der katholische Theologe Theodor Innitzer, derzeit Minister für soziale Verwaltung, und der evangelische Theologe Richard Hoffmann behandeln die Anfänge der christlichen Religion, jener Jesus Christus, dieser Paulus, während der Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften, Oswald Redlich, den äußeren und inneren Gang der Kirche bis zur Reformation unter besonderer Hervorhebung des Anteils des Papsttums in großen Strichen kennzeichnet. Innitzer stellt in den Mittelpunkt seiner Ausführungen die geistige und sittliche Persönlichkeit Jesu als Offenbarung göttlichen Wesens, die er unter besonderer Betonung ihrer Geschichtlichkeit aus ihrer Umwelt nicht restlos zu erklären vermag. Hoffmann zeichnet eindrucksvoll und lebenswahr die Persönlichkeit des Heidenapostels einerseits in seinem Ringen um religiöse Klarheit auf dem Weg von der mosaischen Gesetzeserfüllung zur christlichen Heilsbotschaft und anderseits in seinem Streben um die folgerichtige lehrmäßige und kultische Ausprägung seiner neuen Glaubenserkenntnis, deren Eigenart durch die Gegenüberstellung zur Verkündigung des historischen Jesus desto klarer hervortritt. Durch den religionspsychologischen Unterbau erhält Hoffmanns in die Tiefe greifende Untersuchung ihre besondere Note.

Die Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Arbeitsweise, die im Einzelnen durch den Gegenstand selbst bedingt ist, erhöht den Wert des Buches. Gelehrte, deren Namen in der Forschung durchwegs einen guten Klang haben, sind hier am Werke, aus den Stimmen der Völker der Menschheit Sehnsucht nach religiöser Klarheit wissenschaftlich zu ergründen. Es greife darnach ein Jeder, dem es um die Klärung seines Urteils in dieser Hinsicht zu tun ist.

Wien Karl Völker

*) Classen, Gotha. 433 S. Geb. 12 M. — Schaafhausen, Jena 1929. 232 S. 10, geb. 12.50 M.

Le beau nom de Voltaire

1

Immer wieder wird in Gottesdiensten und Versammlungen für die Unsterblichkeit von Größen gesorgt, die uns als Christen nichts angehen. „Der deutsche Dichterphilosoph" wird mit Achtung genannt, Andere werden verlästert, wie „der gräßliche Franzose Voltaire".

Es soll hier in einigen anspruchslosen Notizen versucht werden, das vermutlich weitverbreitete harte Urteil über ihn zu berichtigen.

„Er war ein Spötter." Gewiß, zu Zeiten konnte er spotten, mit einzigartiger Kraft in der Geschichte, und das ist schon etwas. Der Spott war ihm eine Waffe, allein wogegen? Gegen Unvernunft, Fanatismus, Knechtung jeglicher Art. Gewöhnlich wird die Behandlung der Jungfrau von Orléans angeführt, und gerade das ist abwegig. In La pucelle geißelt er tendenziös, auf indirekte Weise, sein eigenes Jahrhundert. Es darf heute nicht in Zeitungen gedruckt werden, was damals alles unternommen wurde, um festzustellen, daß eine Mirakeljungfer nicht des Teufels sei. Da war sein Spott schlagkräftiger als unser Abscheu, auch ungefährlicher; die historische Sendung Johannas, damals wenig beachtet, hat er gebührend anerkannt, wie er denn überhaupt durchweg ernst ist in seiner Haltung und ernst genommen sein will.

„Er war ein Feind der Religion!" Wirklich? nicht etwa nur der Kirche, wo sie sich verächtlich zeigte? Ein Gottesleugner ist er nie gewesen. Daß er Jesum wohl seinen einzigen Herrn und Meister nennt, soll nicht betont werden, nimmt sich aber immerhin besser aus, als wenn wir auf der Kanzel vom (schlichten) Zimmermann sprechen hören. Bedeutsamer ist sein stilles und demütiges Bekenntnis über das Erdbeben zu Lissabon 1755, das da-

mals noch Gemüter zu bewegen vermochte: „Die Weisen irren, unsere Welt ist nicht die beste, aber es kann alles gut werden. Dieu seul a raison, hat alleine Recht, nur nicht sich erheben gegen die Vorsehung!“ Den Lästerer könnte ich zum besten haben und ihm den Verleumdeten echt voltairisch-schalkhaft wenigstens als ziemlich guten Katholiken schildern: wie er nämlich ein Buch dem Papste Benedikt widmet und dafür den apostolischen Segen empfängt, wie er aus eigenen Mitteln eine Kirche baut und als braver François ein härenes Gewand des heiligen Franz ohne Ungeziefer als Reliquie zum Aufhängen einheimst. Ja, es fehlte nicht viel, so wäre er Kardinal geworden, er legte es nur nicht darauf an, wär' doch zu toll gewesen. So ging's ja her in jenen uns so fremden Tagen. Ketzerische Bücher wurden öffentlich verbrannt, d. h. was in Flammen aufging, war Makulatur, die Bücher selbst lagen im Laden unangetastet und bei den Würdenträgern zerlesen. Die Ketzer selbst wurden verbrannt, aber ihr Geist schwelte in den Verfolgern.

In einer so schwankenden, haltlosen Kultur ist ihm eine sichere, starke religiöse Persönlichkeit nie begegnet. Als junger Pariser erlebte er die Altersfrömmigkeit Ludwig des Vierzehnten, sah mit eigenen Augen das Hofleben in seiner finsteren Gleichförmigkeit. Frankreich war ja total geschlagen und verarmt. Schon seit 1684, zehn Jahre vor Voltaires Geburt, hat der König keine Oper mehr gesehen, in den letzten vier Jahren seines Lebens sah ihn kaum Jemand mehr in der Öffentlichkeit. In ihrem Zimmer saß die Frau v. Maintenon mit einigen frommen Damen und las in den Psalmen, bestellte auch wohl bei Voltaire die Übersetzung von erbaulichen Stellen; immer ehrlich, stellte der Schalk einen recht weltlichen Blütenstrauß zusammen. Später beobachtete er dann das unselige Treiben des Fünfzehnten, dem sogar die Altersreligion erspart blieb. Hier wie dort waren keine Klänge vernehmlich, die sein Herz erquicken, geschweige denn begeistern konnten.

„Er hatte auch kein Herz!“ Das steht wohl in deutschen Lesebüchern, weil er angeblich Trone stürzen wollte, und wer wie ein Affe aussehen muß, kann nun einmal nur Grimassen schneiden. Revidieren wir! Goethe hat ihm Gefühl, Fülle, Wärme zuerkannt. Hier einige wenige Indizien: Bei der Nachricht von der Verfolgung des ihm feindlich gesinnten Rousseau brach Voltaire in Tränen aus und rief: „Laß ihn doch kommen, nur kommen, ich will ihn wie einen Sohn behandeln“, und er hat auch sonst aus Mitleid geweint. Die verwahrloste Marie Corneille, die er Dezember 60 zu sich nahm, hat der annähernd 70jährige berühmte Mann gut sprechen und richtig schreiben gelehrt und ist mit ihr zur Messe gegangen. Rührend, bis zum Vorwurf der Dummheit, ist seine Freundestreue, d. h. seine Anhänglichkeit an Verräter. Das mutet doch nicht an wie kaltes, tönendes Erz. Dem entspricht sein Äußeres; auch hier gilt es umzulernen, weil Menzel ihn in einem flüchtigen Moment zeigt, mit einem Ausdruck, der bei geringer Steigerung ins Fratzenhafte übergeht, jedenfalls um daneben die königliche Majestät um so heller aufstrahlen zu lassen. Wir müssen das Bild in unserem Zusammenhang vergessen. Seinem Auge wird ein eigentümlich Sammetartiges, Mildes nachgerühmt, und gute Bilder zeigen uns einen wohl gar schönen Mann mit edlen Zügen.

Hiermit etwa ist die Nacht der üblichen Vorurteile über seine Persönlichkeit umschrieben. Allein über ihre Aufhellung hinaus — wie viel wäre über sein Lebenswerk zu sagen! Aus der Fülle lassen wir einige Andeutungen folgen, die Jedermann aus großen Werken vervollständigen kann.

2

Voltaire war ein Vorkämpfer des Rechts und des humanen Strafverfahrens. Um das auszumessen, ist es nötig, die damalige unverstellbar tyrannische Rechtspflege und Rechtsverwüstung zu kennen. Welcher Lästerer Voltaires hatte die Kraft, zu handeln wie er als Streiter für den unglücklichen Calas? Am 13. Oktober 1761 fing's an, als Jean Calas, Hugenotte und ehrsamer Kaufmann in Toulouse, nach dem Abendbrot den immer schwermütigen Sohn an der Ladentüre erhängt fand und das Volk dann murmelte, der Tote sei von der Familie umgebracht: habe er doch katholisch werden wollen. Nur wer starke Nerven hat, darf lesen, wie der Vater erst die allgemeine, dann die außerordentliche Tortur erlitt, nur eben vor dem Tode bewahrt, bis er dann am Rad sein Leben aushauchte; und wer sich dann an einem standhaften, unerschrockenen Mann erheben will, der nehme zu Herzen, wie sich Voltaire verhalten hat, der Retter der Calas.

Er war überhaupt ein Verfechter der Wahrheit. Wiederum gilt: Wir Heutigen wissen kaum, was das bedeutete, als König und Kirche sich in ihrer Existenz bedroht wußten und dann auch miteinander dem für die Kirche heilsamen Gericht verfielen. Nach dem Attentat auf Ludwig XV. im Jahre 57 wurde jede schriftstellerische Leistung mit dem Tode bedroht, die die Ruhe und Ordnung gefährdete. Wörter wie Toleranz, Verfolgung, Aberglaube wurden beanstandet. Allein Voltaire schwieg nicht, er sagte, was ihm im Gewissen brannte; darum ist seine Tätigkeit als Dichter und Historiker ein wagemutiges Handeln. Daher auch der eminent sittliche Charakter seiner Werke, wie er allerdings bis zu Goethe hin obligatorisch war. Uns fällt es leicht, zu sehen, daß er wie Andere der Vernunft zuviel zutraute; die armen, abgehetzten ewigen Vernunftwahrheiten, auch sittlicher Art, sind längst alt und müde geworden und können ihre Last nicht mehr tragen. Wir wissen, daß Voltaire einfach ein christlich gestaltetes Ideal, wie in Zaïre, auf Muselmänner übertragen und die Menschen unhistorisch ausgeglichen hat (quel vertu dans une âme infidèle! . . s'il était chrétien, que serait-il de plus?) aber ihm selbst war es ein reinigender Wahrheitsdienst, die Christen zu beschämen durch heidnische Tugendmuster. Und leider! er fand Anlaß und Stoff genug, der Geist des Christentums kollidierte doch gar zu sehr mit der bewußt christlichen Praxis. Übrigens, angesichts unserer Stückeschreiber, Theaterskribenten: Zaïre ist Voltaires Liebestragödie; es hatten ihn nämlich Damen darauf aufmerksam gemacht, es sei doch bisher nicht genug amour in seinen Stücken; mit 43 Jahren fühlte er sich ja auch als einen Greis, starb dann auch wirklich, 40 Jahre später. —

In historischer Betrachtung ist das Zentrale an ihm das Politische. Hier ist der Wegbereiter, der Beweger des Menschengeschlechts, dem wir alle Dank wissen können, bis hinauf zum eifrigsten Katholiken. Das zu verstehen erfordert einige Schulung im Geschichtlichen. Voltaires Ruf leidet darunter, daß wir ihn als Kämpfer kennen vor dem Sieg. Die Mißstände, gegen die er das Gewissen schärfte, die Leidenschaft wachrief, sie sind beseitigt, seine Angriffe sind geblieben, gleich als ob er sie auch nach dem Siege wiederholte.

Es handelt sich hier weitaus zuerst um die Staatskirche Frankreichs, wie sie damals war: das große Hemmnis, das grundsätzlich jeder Reform der Gesellschaft widerstrebte; mit Erfolg, denn sie war im Besitze aller Macht, solidarisch mit dem Adel, trotzig gegen König und Volk, Gebieterin über das Parlament (den obersten Gerichtshof), umkleidet mit Ehrfurcht, Trägerin alles Heiligen. Es gehört zur Größe Voltaires, in dem nun verschollenen, entarteten Gebilde den Hauptgegner gesehen zu haben; er wendet sich gegen ihn in dreifacher Richtung, wie es die Lage selbst ergibt.

Als Erstes nennen wir das Innerliche, weil das für Voltaire überhaupt so bedeutsam ist. Motor der Geschichte ist ihm recht eigentlich das Menschenherz mit seinen Leidenschaften. Neid, Haß, Heuchelei sind unsere

Geißel. Bessert die Menschen, wenn ihrs könnt, sonst wird's nicht besser! Hierin liegt etwas spezifisch Protestantisches. — In unserem Fall nun wendet er sich dagegen, daß unerträgliche Vorrechte der Kirche durch Ehrfurcht geschützt werden. Auch Luther hat hohe Gemütswerte vernichtet, ja viel entschiedener bekämpft, was Anderen heilig war, wie etwa in den Schmalkaldischen Artikeln zu lesen steht. Das ist einmal tragisch. Priestermacht hier wie da der Feind, für Luther um des Evangelii für Voltaire um politischer Freiheit und Gleichberechtigung willen. Luther räumte auf mit der Bibel in der Hand, Voltaire hatte keinen Respekt vor der Kirchengestaltung auf Grund seines vernünftigen, unhistorischen Deismus, den er in England in sich aufgenommen. Folgerichtig greift er denn auch den Offenbarungsglauben an: Geschichtsoffenbarung zeitigt Sendboten und Ämter, Ämter zeitigen Machtgier, Entrechtung, Unterdrückung, und verdienen dann keine Achtung mehr. Sein Protest gegen die Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen, mochte es auch heilig sein, so berechtigt wie Luthers, bedeutete aber nicht eine Absage an die Religion, so wenig wie bei Lessing, dessen Edelsinn heute auf allen Gassen, wollte sagen in allen Schulstuben, gepriesen wird. Merkwürdig nur, und doch erklärlich, daß Voltaire viel entschiedener politisch Erfolg gehabt hat, als Luther im Religiösen.

Zum Andern verkündete er den staunenden Landsleuten, wie das Volk lebte: ausgehungert, versklavt — er hatte es in den Jurabergen vor Augen —, zur Grausamkeit erzogen durch öffentliche Strafen.

Das Dritte endlich ist das Äußere, Umfassende, sein Angriff auf die Institute selbst: auf Parlament und Kirche. 1769 erschien in Amsterdam als politische Abrechnung die Histoire du Parlement de Paris. Tapfere Leutchen mögen notieren, daß er bestritt, der Verfasser zu sein: „Solch ein Stil! bewahre! Wie sollte ich all die Akten kennen! Total verrückt: ich sitze hier in der Stille und hab' Anderes vor." Richtig; fleißig war er immer.

Hierher, zu diesem dritten Punkt allein, gehört sein Kampfgeschrei gegen die Kirche: Ecrasez l'infame! Das genügt, um in ihm das Ungetüm zu sehen, das auf dem Berliner Schloßhof unter der Kreuzesfahne erliegt. Nach triftigem Zeugnis liegen die Hauptstellen in den Briefen an d'Alembert. 1757: „ich schließe immer wie Cato: deleatur"; 23. Juni 1760:: „ich wollte, Sie zerschmetterten die Infame, das ist der Hauptpunkt, man muß sie einschränken auf einen Zustand, in dem sie sich in England befindet. Das ist der größte Dienst, den Sie der Menschheit erzeigen können." Ja, der Kirche hat er den größten Dienst erwiesen, wie andere Gewaltige mehr: durch seinen Vorstoß hat er sie zur Selbstbesinnung gebracht, daß sie sich nicht verschachern dürfe, und wenn sie die ganze Welt gewönne. Also kurz und bündig: écrasez! es ist geschehen und anzunehmen, daß Voltaire die heutigen Kirchen in Ruhe gelassen hätte, denn ein religiöser Genius war er nicht.

Gegen das Königtum hat Voltaire keine so prononzierte Formel gefunden, es war ihm nicht die Wurzel des Übels, wie die entartete Kirche. Gewiß hat er gerufen: Peuple éveille-toi, zerbrich deine Fesseln, vom Hochmut und Fanatismus geschmiedet! Aber gemach; von da bis zum Königs-Schaffott ist gerade für Voltaire ein weiter Weg, und es ist sehr fraglich, ob er ihn überhaupt vorausgesehen hat. Wenn ein kluger König die Bande rechtzeitig selber löst, so mag er, nach Voltaire, König bleiben. Soviel mir bekannt, hat übrigens ein Reformator die Revolution gelehrt, und Cromwell hat das Kapitel ganz gut auswendig gekonnt. Schließlich ist das Königtum keine sittliche Forderung; so sagt's Aristoteles, und das genügt. Hat es sittlich seine Existenz verwirkt, dann ist seine Beseitigung für Voltaire, aber nur theoretisch, sittliche Pflicht. Si l'homme a des tyrans, il doit les détrôner (nos tyrans sont nos vices, unsere Laster). Voltaire wurde der geistige Urheber der Revolution; es fügte sich so; aber ihn als solchen zu schmähen, unter einer gewissen politischen Einstellung, liegt kein Anlaß vor. Das ist eine Vorwegnahme der Geschichte. Voltaire war ein Warner für die Träger der Krone, aber er wurde nicht gehört. Könige hatten keine Ohren, wenn es ihnen an den Kragen ging, auch der Sechzehnte nicht, und wollten es nicht wahr haben, daß Selbstverleugnung zum Evangelium gehört. Statt nun aber eine Umwälzung zu erwarten, verzweifelte Voltaire selbst am heimischen Staat und erstrebte die Durchführung seiner geplanten Volksbeglückung durch den armseligen Christian VII. von Dänemark und die hochsinnige, für ihn begeisterte Katharina II. Auf König Friedrich dagegen wollte er nur rein persönlich einwirken; von den Beiden war es Voltaire, der den Anderen erheben wollte und konnte: von der Königswürde zur Menschlichkeit. Es war alles umsonst, Polizei und Beamte, Rekruten und Leibeigene waren wie von Gott geschaffen.

Abschließend und zusammenfassend darf gesagt werden, daß Voltaire als Politiker mit den Zuständen in England zufrieden war. Heureuse terre! c'est là qu'on sait tout dire. Wie glänzt der Ausdruck: sait!

3

Von und vor Hochgestellten zu sprechen, verstand er — eine seltene Eigenschaft. Vor Königen war er ein aufrechter Mann. Literarisch hat er den toten Ludwig XIV. nie servil behandelt, es hätte sich gelohnt, und brieflich schrieb er einem Schlachtenkönig: „Große Männer sind mir die ersten, Kriegshelden die letzten"; dabei hebt er das Plündern und Verwüsten hervor.

Abscheu vor dem Kriege hat er oft und entschieden bekundet, stärker noch als Herder, kaum zu übertreffen:

Ich hasse die Eroberer, die in schauderhaften Kämpfen ihr höchstes Glück sehen. Je mehr gloire, um so hassenswerter (1742 an Friedrich).

Soldaten sind ihm Mörder schlechthin:

Erst säbeln sie sich nieder (assassinent) dann rotten sie die Kinder aus (écrasent), am nächsten Tage danken sie Gott in der Kirche für ihre noble entreprise. Millionen Mörder fahren vom einen Ende Europas zum anderen, begehen Mord und Raub unter strenger Disziplin, als gäbe es keinen ehrenvolleren Lebensweg.

Es gibt zu denken, daß der Gestalter des Französischen kein Nationalbewußtsein hat, er hätte auch hierin vorangehen können. Vergebung verlangt er statt Rache, Duldsamkeit als Gesamtgefühl unter den Völkern.

So war er ja auch selber, gütig und liebevoll in Wort und Tat, sozial ein Menschenfreund. Nie hätte er vom ewig Blinden gesprochen und hätte wohl Verständnis dafür gehabt, wie Weiber zu Hyänen werden konnten. Während nach gerechtem Urteil einem Jüngling die Zunge ausgerissen wurde, der ein etwas leichtfertiges Marienlied gesungen, befreite er Protestanten von der Galeere und nahm Jesuiten wie evangelische Pfarrer in Ferney bei sich auf. Zum Schönsten, Lieblichen, gehört, wie er dort als mustergültiger Staatsökonom, ein wirklicher Faust, sein rastloses Wirken beschloß, wie er, auch eigenhändig, den Acker bestellte, eine Meierei anlegte, den Uhrmachern großzügig half, die Seidenklöppelei förderte. Ist etwa eine Tugend, dem trachtet nach! Voltaire stellt hiermit den Minister Goethe, den jungen wie den alten, in tiefen Schatten, er hat denn auch die Verehrung des gemeinen Mannes in seinem Dorf erworben, und das hat ihm wohlgetan; denn endlich:

Er war ein Verfolgter, fast zeitlebens, wie es sich unter Menschen gehört, ein Märtyrer im weiteren Sinn (kein Blutzeuge Christi). Landflüchtig, umringt und gejagt von bellenden Literaten, bedroht von Adel und Klerus, aus Paris verbannt, fand er endlich an der Grenze seines Vaterlandes eine Stätte, von wo er schnell entkommen konnte. Werft ihm nicht vor, daß er zum

Abendmahl ging; nur par arrêt de Parlement, auf Gerichtsbeschluß, hätte er fernbleiben dürfen, auch wir haben nicht eitel brennende Herzen am Tisch des Herrn.

Und wie im Leben, so im Tode. „Ach, laßt mich ruhig sterben", so seufzte er in der letzten Besorgnis, doch nicht auf den Schindanger geworfen zu werden. Das unsagbar traurige, verstohlene Leichenbegängnis soll hier nicht wieder aufleben, das ist nun vorüber. Eine öffentliche Totenmesse ward ihm dann doch zu Teil, in der Hedwigskirche zu Berlin; König Friedrich hat dafür gesorgt, der König, der mit ihm zu Tische gesessen. Bald wurde sein Gebein in unerhörtem Triumphzug durch Paris geführt, während das Königspaar nach mißglückter Flucht hinter verhängten Fenstern in dumpfem Schweigen saß, und im Mai 1814 haben dann Andere wieder die geringen Überreste des armen Toten in tiefer Nacht an unbekannter Stätte verscharrt; der Geist war entflohen. —

Gönnt ihm den Frieden des Totensonntages, den ihr sonst so freigebig spendet! Wir spüren ja freilich an ihm nicht die Schrecken der Hölle, die terrores conscientiae unter der Wirkung Christi, darum auch nicht die freudige Gewißheit absoluter Erlösung von sich und den Menschen und der Welt, wie bei Luther; der Glaube kommt ja aus der Predigt, und daran hat es vielleicht gefehlt, wie an lebendigen Zeugen. Ein feines Gehör vernimmt indessen in seinem geschlossenen, einheitlichen Streben dennoch etwas von dem Rauschen der Fittiche des Geistes, der vom Vater ausgehet und vom Sohne zugleich. Er selbst, ipse dominus noster et redemptor aeternus, schreitet nicht nur auf den steilen, oft so staubigen Pfaden der Dogmengeschichte durch die Zeitlichkeit. So darf Voltaire denn in der Verkündigung nicht gelästert werden. Sein Name hat einen guten Klang, er hats gewußt, die Überschrift stammt von ihm; aber wir sollen ihn nicht in unseren Gottesdiensten hören, genug, daß wir da mit Goethe geplagt werden, der sonst auf dem besten Wege ist, unter Schulkindern, Fachleuten aller Grade und ästhetischen Klubs aufgeteilt zu werden.

Nicht, als ob die Sendung Voltaires zu Ende wäre! Zum Völkerfrieden gehört, und zwar grundlegend, daß sich die Geister suchen, verstehen, gegenseitig achten. Daran fehlts aber hier. Lessing, Herder, Schiller haben den französischen Lichtbringer verkannt, der Literaturdogmatiker Lessing sogar gröblich, und Ähnliches ist ihm auch sonst passiert. Goethe dagegen hat von ihm gesagt und bereits sagen können: „er hat seinen Ruhm über die Erde ausgebreitet." Das ist bemerkenswert, weil Voltaire in einer hochnotpeinlichen Sache, in der Farbenlehre, Goethes Gegner war, allerdings nur ein toter; maximus iste hatte bekanntlich nicht die Kraft, den allerkleinsten sachlichen Widerspruch Lebender zu ertragen. Nun, für Voltaires Ruhm brauchen wir in Deutschland keine Posaunen, aber sein Ruf ist bei uns gefährdet, im kaiserlichen Deutschland durften wir nichts Rechtes von dem großen Befreier lernen, und wer ihn denn nennen will, der befreie darum ihn und sich selber von häßlichen Vorurteilen.

Berlin-Wittenau Christian Nielsen

Des Satans oder Gottes Sonne?

Zur Theologie und Psychologie des dichterischen Schaffens von Georges Bernanos

„Nach mir wird ein Anderer und wieder ein Anderer über die Zeiten hinweg denselben Schrei erheben, in den Armen das Kreuz..."

Vor ungefähr vier Jahren trat bis dahin noch gänzlich unbekannt, der Franzose Georges Bernanos mit seinem Erstlingswerk „Sous le soleil du satan" an die französische Öffentlichkeit und hatte damit schon nach wenigen Monaten einen beispiellosen Erfolg. Die französische Kritik aller Richtungen nahm, gänzlich unabhängig von ihrer persönlichen Einstellung zu dem katholischen Frankreich der Gegenwart, dieses Buch mit einer geradezu fanatischen Begeisterung auf und bezeichnete den katholischen Dichter Bernanos als eine der größten Hoffnungen der modernen französischen Literatur. Schon drei Jahre später hat dann Bernanos dieses in ihn gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt. Er legte seinen Bewunderern einen neuen Roman unter dem Doppeltitel „L'imposture" und „La joie" vor, der sein Erstlingswerk in jeder Hinsicht bei weitem übertrifft.

Ehe wir uns jedoch mit diesen beiden einzigartigen Büchern — in formgerechter Übersetzung im Verlag von Jakob Hegner in Hellerau erschienen*) — des Näheren beschäftigen, wird es gut sein, in knappen Zügen die Art der geistigen Haltung und Umwelt des Dichters zu umreißen. Denn ohne die Kenntnis des Verhaftetseins der geistig-künstlerischen Individualität gerade dieses Dichters in einer ganz bestimmten Seinsform und konkret formulierten Haltung an das real-politische und religiös-philosophische Leben der Wirklichkeit wird man nur schwer den eigentlichen Zugang zu seiner dichterischen und religiös-philosophischen Ideenwelt finden können.

1

Der aktivistische Katholizismus des modernen Frankreich ist die geistige Heimat des Dichters Bernanos. In dem Dreigestirn Maritain, Bloy und Maurras repräsentiert sich uns die auf Bernanos wirksame Einheit des zur Tat drängenden, unkompromißlerischen, integralen Katholizismus jungfranzösischer Prägung. Von Charles Maurras — neben Daudet der eigentliche Vertreter des sinnlos übersteigerten Chauvinismus und achristlichen Nationalismus — hat sich Bernanos die positiven Seiten seiner politischen Doktrin zu eigen genommen, die sich in der wirklichkeitszugewandten, auf die besondere Betonung der weltlichen Aktivität des Katholizismus hinzielenden Art seiner Dichtungen deutlich erkennen lassen. Doch täte man Bernanos ein schreiendes Unrecht an, wollte man ihn einer kritiklosen Gefolgschaft mit dem Treiben der Kreise um die Action française verdächtigen. Denn Bernanos nähert sich den staatsphilosophischen Lehren Maurras' nur an den Punkten, wo diese im Unterschied zur Auffassung der Action française nicht etwa den Akzent auf das „Römische", sondern gerade und nur auf das „Katholische" legt. Die Action française, und mit ihr Maurras in seiner philosophischen Gesamtlehre, deutet das „römisch-katholisch" im machtpolitischen Sinne um, wobei also das eigentlich „Katholische", die „Kirche", zurücktreten muß vor dem politischen Machtstreben des „Römischen", d. i. nicht-päpstlichen, imperialistischen Cäsarismus. Nur überall da, wo Maurras in seiner staatsphilosophischen Grundlegung das eigentlich „Katholische" in den Vordergrund stellt, wo er also einen religiösen Aktivismus der Kirche fordert, geht Bernanos mit ihm einig, ja er sucht ihn hierin sogar zu übertreffen.

Leon Bloy, der große Mystiker und Erneuerer des religiösen Lebens in der Realität und Wirklichkeit, gab dann seinem Schüler Bernanos, denn so darf man ihn mit gutem Gewissen bezeichnen, den Sinn und die Gerichtetheit auf das Ganze, das einheitlich geschaute Erlebnis im Mystischen und Religiösen. Denn gerade ihm verdankt es Bernanos nicht zuletzt, daß ihm Kraft und dichterisches Können erstanden, den Teufel nicht von der ästhetisch-künstlerischen Seite als eine seltsame und unbestimmt wirkende Kraft des Geheimnisvoll-Satanischen zu betrachten, sondern von ihm wird der Satan nun vom religiösen und theologischen Standpunkt aus gesehen, als das ständig wirksame Prinzip der Bekämpfung

*) „Die Sonne Satans". Ins Deutsche übersetzt von Friedrich Burschell. 355 S. Geb. 9.50 M. 1927. — „Der Abtrünnige". Ins Deutsche übersetzt von Georg Moenius und Fr. v. Oppeln-Bronikowski. 531 S. Geb. 12.80 M. 1929. — Verlag von Jakob Hegner, Hellerau-Dresden. — (Vgl. 1927 Nr. 1. D. H)

und Vernichtung alles Guten und Edlen im Menschen, das in seiner letzten Tendenz auf die restlose Auflösung der wahren Ordnung dieser unserer Welt hinzielt.

Von Jaques Maritain, dem berühmten Pariser Thomisten, dem genialen Schöpfer der Einheit von Religion und Kunst, hat dann schließlich Bernanos den Blick für das wahrhaft Echte in der Dingordnung dieser Welt, deren Existenz ihm nur durch die tiefinnerlich geschaute Erkenntnis eines ewig wirksamen göttlichen Willens verbürgt ist. Die dichterisch-philosophische Welt des Bernanos offenbart sich uns nun in dieser Hinwendung zur Synthese jener drei bedeutsamen geistigen Grundhaltungen des modernen katholischen Frankreich, als ein erfreuliches Zeichen des Beginns einer positiven Überwindung der gegenwärtigen Krisis im katholischen Geistesleben der Franzosen. Bernanos gibt uns so die Hoffnung auf eine sehr wohl mögliche Einigung aller katholischen Geistesströmungen des modernen Frankreich, auf der ganzen Linie vor Maurras bis Maritain. Von dieser Einfühlung in die geistige Wesenheit des Dichters aus wollen wir nun den Versuch wagen, uns schrittweise in die Welt seiner Dichtungen zu versenken.

2

Zunächst sein Erstlingswerk: Die Sonne Satans. Im ersten Teil des Buches, einer Art Prolog und Einführung zu dem eigentlichen Roman, zeigt Bernanos an der Geschichte der liederlichen und wundersamen Jungfrau Germaine Malorthy das geheimnisvolle Walten des Satans in einer jungen Menschenseele, die in ihrem unwiderstehlichen Drang nach dem Erlebnis weltlicher Freuden, das Tiefere und Göttliche im Welterlebnis nur unbewußt und verschleiert ahnend, den Lockungen des Satans haltlos unterliegt. Er läßt den Satan von ihrer Seele Besitz ergreifen, indem er sie willentlich den Verführungen eines alten Wüstlings unterliegen läßt, den sie dann später in einem Anfall von Besessenheit und Raserei mit seiner eigenen Jagdflinte erschießt. Ruhelos umhergetrieben fühlt sie das Bedürfnis der Erleichterung und Auslösung des schrecklichen Geheimnisses des von ihr ungewollt verübten Mordes. In einer Stunde der Verzweiflung sucht sie den Tod, wird jedoch von ihrem neuen Verführer, einem Kurpfuscher, daran gehindert. Nun gesteht sie ihm das furchtbare Geheimnis, in der Hoffnung, eine Menschenseele zu finden, die mit ihr die Höllenqualen um das Verbrechen zu teilen gewillt ist. Die Angst vor der weltlichen Strafe des Mitwissens läßt jedoch den Verführer sie abweisen, und so vollzieht sich das Letzte im teuflischen Plane des Satans. In ihrer seelischen Not und Zerrissenheit verfällt sie dem Wahnsinn. Aber die weltliche Kunst des Arztes entreißt sie in monatelangem Kampfe den Klauen des Satans; sie kehrt rein äußerlich geheilt von den Folgen ihres Fehltritts zurück ins Leben des grauen Alltags.

Hier endet der erste Teil des Buches, in welchem Bernanos an dem Schicksal des satanisch-besessenen Mädchens, deren Äußeres im Verkehr mit den Menschen ganz dem Wesen einer harmlosen Jungfrau gleicht, gezeigt hat, daß das Teuflische im Menschen es nötig hat, möglichst deutlich verkörpert und versinnbildlicht zu werden, wenn die gefährdete Menschheit es erkennen soll.

Nun beginnt erst der eigentliche Roman, in welchem in fast endlosen Dialogen und Betrachtungen das wundervolle Leben und Wirken des Abbé Donisson — einstweilen Vikar des Pfarrers Menou-Segrais und dann wohlbestallter Pfarrer von Lumbres — geschildert wird. Diesen jungen lebensfrohen und ungestüm vorwärtsdrängenden Pfarrvikar versucht der Satan ebenfalls. Auf einem nächtlichen Spaziergang in die Felder seiner Pfarre erscheint er ihm in Gestalt eines Pferdehändlers und sucht ihn für sich zu gewinnen. Der Abbé jedoch, der in harter geistlicher Zucht seinen Leib und das Ewige seiner Persönlichkeit, seine Seele, geschult hat, widersteht tapfer den Lockungen des Satans unter dem Beistand seines Schutzengels, den Bernanos in Gestalt eines Steinhauers erscheinen läßt. Hier zeigt uns der Dichter, daß nur der Seelenarzt und Priester die verführten Seelen den teuflischen Krallen entreißen kann, der selbst die Kraft besitzt den Lockungen der Hölle zu widerstehen und sich im Kampfe des Satanischen mit dem Göttlichen für das Göttliche zu entscheiden. Bernanos läßt die innerlich immer noch besessene Germaine Malorthy dem Abbé Donisson begegnen, der ihr endlich die Erkenntnis ihres teuflischen Zustandes vermittelt und ihr den Weg zur Erlösung zeigt. Jedoch in einem erneuten Anfall geistiger Umnachtung geht sie freiwillig in den Tod. Die weltliche Macht des Satans aber hat durch das Erlebnis der Begegnung mit dem Priester über das Leben der Besessenen ihr Ende erreicht, und so geht sie getrost ihrem ewigen Richter entgegen.

Im letzten Abschnitt des Buches sehen wir den Abbé Donisson als gereiften Pfarrer von Lumbres, geliebt und bewundert von seinen Mitgeistlichen und als Heiligen verehrt von seiner Gemeinde. An seinem Lebensabend erkennt der gealterte Diener des Herrn, daß die Heiligen das auserwählte Objekt des Satans sind, der ihnen abwechselnd die Versuchungen der Verzweiflung oder des Hochmuts bringt. Er begreift, daß den durch die göttliche Vorsehung vorübergehend dazu bestimmten Menschen ein schwer zu erlangendes Heil bestimmt ist, welches dann aber in seiner Größe und Seligkeit die Glorie aller Heiligen in sich birgt. Der Ruf eines Heiligen und Friedenspenders ist diesem alten Priester durch das ganze Land vorangegangen, und so fühlt sich auch an seinem Lebensabend der große Skeptiker Anton Saint-Marin (Bernanos meint damit den Dichter Anatole France) zu diesem sonderbaren Heiligen von Lumbres hingezogen und erhofft von ihm den letzten Frieden. Er macht sich denn auf den Weg nach Lumbres, „um unter den Händen dieses guten Alten mit seinem Tode fertig zu werden". Doch das Schicksal fügt es, daß gerade an jenem Tage der heiligenmäßige Pfarrer von Lumbres einem Herzschlag erliegt und von dem weit hergeeilten Spötter und Skeptiker nur noch als leblose, erstarrte Gestalt im Beichtstuhl aufgefunden wird. Das vergrämte und schmerzerfüllte Antlitz des toten Priesters scheint dem Gottesleugner Saint-Marin, der nun in seiner Verzweiflung den ewigen Frieden sucht, die furchtbare Herausforderung entgegenzuschleudern: „Du suchtest meinen Frieden, so komm und hol ihn dir!" Durch all die schmerzlichen und qualvollen Züge des toten Priesterantlitzes, das von einem harten, ständigen, fast übermenschlichen Kampfe einer gottgeweihten Seele mit den finsteren Mächten des Satans zeugt, leuchtet doch ewiger Friede und himmlische Verklärtheit. In ihnen haben sich die letzten Worte des sterbenden Priesters als herrliches Bekenntnis einer vom Satan gemarterten Seele eingegraben, der als schönster Sieg der ewige Friede Gottes beschieden war: „Herr, es ist nicht wahr, daß wir dich verflucht haben; möge er doch zu Grunde gehen, der Lügner, der falsche Zeuge, der Widersacher aus Spott und Hohn! Die Welt, aus der die Sünde uns verstoßen hat, werden wir Zoll für Zoll uns neu gewinnen, wir werden sie dir wiedergeben geradeso, wie wir sie empfangen in ihrer heiligen Ordnung am ersten Morgen aller Tage. Miß uns die Zeit nicht zu, o Herr! ... Nach mir wird ein Anderer und wieder ein Anderer über die Zeiten hinweg denselben Schrei erheben, in den Armen das Kreuz! ... Nicht, was die Welt sich denkt, ist unser Teil. Neben ihm ist auch die schöpferische Idee des höchsten Künstlers ein leichtfertiges Spiel. Jedes schön verbrachte Leben, o Herr, legt Zeugnis ab für dich; aber das Zeugnis der Heiligen ist wie mit glühenden Zangen aus lebendigem Leibe herausgerissen!" —

Erschüttert bis in die letzten Tiefen seines eigenen seelischen Seins wird man dieses furchtbare Buch der „Sonne Satans" aus den Händen legen müssen, denn kein anderes Werk unserer Gegenwart hat uns jemals das Wirken des Satans in Mensch und Welt so furchtbar deutlich zu Bewußtsein kommen lassen. Die Ruhelage unseres metaphysischen Seins ward durch diese visionäre Schau der dunklen Majestät des Teuflischen verwandelt in die Unstetigkeit der zwischen den extrem-polaren Spannungen von Gut und Böse ruhelos eingebetteten Existenz einer hilflosen menschlichen Einzelseele. Und doch war hier — wie wir später sehen werden — das Thema von Gott und dem Teufel nur grundlegend formuliert und angeschlagen; dies jedoch mit solchen seelenüberwältigenden Akkorden, daß wir erst kaum in der Lage waren, den Vorläufigkeitscharakter der Sonne Satans klar zu empfinden. Erst das Erlebnis der jüngsten Dichtung Bernanos' „Der Abtrünnige" formt nun nachträglich in uns die Einsicht, daß die „Sonne Satans" eigentlich nur die Grundlegung der mystischen Dialektik des furchtbaren Gesamtthemas war. Denn hier erst in „Betrug" und „Freude" versucht Bernanos eine endgültige Formulierung und umfassende Lösung der ersten und auch letzten Frage alles menschlichen Seins, Kämpfens und Leidens: Gott oder Teufel? Licht oder Finsternis? Gut oder Böse? Sünder oder Heiliger?

Marburg Alex Emmerich

(Fortsetzung folgt)

Bücher und Schriften

Das ewige Rauschen. Stimmen und Gesänge des Waldes. Von Erich Bockemühl. Querfurt, Burgverlag Richard Jaeckel 1930. 44 S. 4 Lichtdrucke. 3.50, geb. 5 M.

Zu allererst dachte ich, dieses Buch gäbe ich am liebsten dem einsamen Menschen dort, der auf den Wald zugeht, jetzt zaudernd stille steht und nun doch in den Wald hineingeht. Aber nein, er braucht es nicht! er ist ja jetzt im Walde und hört seine Stimmen und Gesänge. Das Buch trägt keine Eulen nach Athen; es trägt den Wald dorthin, wo er nicht ist. Wer es liest, ist mitten im Walde. Ihm fallen die Wände seines Zimmers wie Kulissen; ihm schweigt der Lärm der Welt wie eine plötzlich zu Ende gehende Ouvertüre; er ist mitten im Wald und hört den Wald. Seit Eichendorffs Liedern ist solches nicht mehr geschehen; ich dachte schon, es sei der Gegenwart völlig verloren gegangen.

Es geschieht dem Leser des Buches aber noch mehr; es geschieht ihm eine zweite Verwandlung: Was ihn umgibt und was zu ihm redet, ist auf einmal nicht mehr Wald und Waldesrauschen, ist auf einmal Ewigkeit und wahrhaft „ewiges Rauschen" — Gott ist es — o daß ich es zu sagen wage! Und was vordem doch eben nur Dichtung war, das wird auf einmal wirklichste Wirklichkeit. Gott ist das und tut das, was der Dichter vom Walde sagt. Er ist das und tut das im Walde, und er ist das und tut das überall, wo ein Mensch mit soviel Leid und soviel Liebe in seinen Schatten flüchtet. Joseph Wittig

Rainer Maria Rilke. Von Lou Andreas Salomé. Leipzig, Inselverlag 1930. 8 Lichtdrucktafeln. 124 S. Geb. 6.80 M.

Was Rilke zu leisten begehrte, war „wenig gewährleistete Kindheit". In solch letzter Treue lag für ihn das Streben zum Einheitsgefühl, das Zugehen auf das Letzt-Eine — als Mensch wie als Künstler. Gott war ihm der Name für dies All-Einende, und wenn der Tod schon in frühesten Gedichten Thema war, so war es nicht, daß er ihm poetisch schmeichelte; Rilke stand immer da, wo Tod und Leben sich vertauschen können. Alles Seelische war ihm nicht minder Wirklichkeitserleben. Er rang um die Seele der Dinge, war bewußt Realistiker, der, durch Rodins Werk veranlaßt, nach dem „Handwerk" seiner Kunst fragte und suchte — und er drang (nicht dennoch — sondern aus eben diesem Grunde) bis an das Letzte vor, um über die Grenze der Kunst ans Ziel zu streben, wo er sich selbst nicht mehr aufgenommen fand. In seinen Elegien dichtet er die „Engel", die das sind, was wir in unseren Träumen sein möchten. ... Alles Irdische wurde durch ihn entwirklicht und dennoch neu gefunden, indem der Mensch den fremden Engel für die Erde zu interessieren suchte, wodurch jener die Dinge in anderen Zusammenhängen, von sich aus eigentlicher und also in vertiefteren, wahreren Wirklichkeiten sah.

Aus einem einzigartigen Briefwechsel selten freundschaftlicher Verbundenheit ist dies Buch geworden. Es bringt vor allem zum Erlebnis, wie dieser Mensch und Dichter Rilke wie wenige an sich selbst gesucht hat, sich selbst zur Einheit zu finden, zu vollenden, in letzter allweltlicher Verbundenheit immer zum Äußersten bereit zu sein. Lou Andreas-Salomé gibt das Bild der Seele, die Biographie des seelischen Seins. Und wenn sie aus seinem äußeren Leben (Kindheit, Worpswede, Paris, Kriegszeit ... seinem körperlichen Leiden usw. ...) immerhin manches berichtet, sie wandelt alles dies ins seelisch-Unvergängliche, sie macht alles Äußere in anderm Sinne unendlich wahr. Gewiß, dies Buch ist eine Zwiesprache mit dem immer Lebenden, eine Zwiesprache aber auf einer Ebene, da nichts mehr subjektiv sein kann, sondern alles weit unendlich objektiv geweitet ist. Erich Bockemühl

Das Menschengesicht. Von Max Picard. München, Delphin-Verlag 1930. 223 S. 12, geb. 15 M.

Ein ganz merkwürdiges eigenartiges Buch, das seinesgleichen nicht hat trotz der Fülle von rassekundlichen, psychologischen, physiognomischen Werken, die uns Menschencharakter, Schicksal aus Gestalt, Gesicht und Hand deuten wollen. Was diesem Buch des Münchener Kunstgelehrten das Überraschende gibt und seinen einzigartigen Zauber, ist die Glut der religiösen Überzeugung, die das Menschengesicht anschaut und deutet lediglich als Handschrift Gottes, als Gottes Ebenbild und Widerspiegelung. Und dann zeigt uns Picard, wie der Abfall von Gott das Menschengesicht zerstört. Wie das Chaos und die Dämonie unseres abgehetzten heutigen Lebens verheerende Spuren ins Menschengesicht graben. Erschütternd sein immer wiederkehrendes „Heute aber" ... im Vergleich zum Gesicht früherer Zeiten. Wie nun Max Picard uns die rätselhafte und doch so deutliche Schrift im Menschengesicht suchen und entziffern lehrt, das läßt sich in einer kurzen Buchbesprechung nicht beschreiben, man muß es selber erproben.

Mancher wird Schwierigkeit haben, die Sprache des Buches mitzufühlen; sie wird ihm zu fern sein der Sprache des Alltags, vielleicht zu mystisch. Aber wohl dem, der vom Wahrheitsgehalt dieses Buches gleich von Anfang an so gepackt ist, daß er sich mit Freuden führen läßt zu dieser neuen Schau und zu immer neuen Erkenntnissen. Und Manchem wird darnach zu Mut sein, als sähe er die Gesichter seiner Nächsten zum ersten Male. Was da gesagt ist über Bau des Menschengesichtes, Ausdruck, Verhältnis zur Seele, die Beziehungen des Menschengesichts zu den übrigen Gebilden der Schöpfung, zu Tier, Pflanzen und Gestirnen, über Gegenwärtigkeit des Menschengesichts, Einfluß von Beruf und Umgebung, das Böse und Gute im Menschengesicht — das ist in ähnlicher Weise noch nie formuliert worden. Es ist, als hielte Max Picard der Menschheit einen Spiegel vor: Sehet, so sehet ihr aus, erschrecket über euch — und kommet wieder heim ins Ebenbild Gottes; denn: die Stille Gottes im Menschengesicht ist in dieser wunderlichen Welt das Wirklichste und Wunderbarste, das es gibt.

Menschen der Zeit. Hundert und ein Lichtbildnis wesentlicher Männer und Frauen aus deutscher Gegenwart und jüngster Vergangenheit. Verlag Langewiesche. Blaue Bücher. 3.30 M.

Ein feltsam feines Fingerspitzengefühl für die Sehnsucht mancher „Stillen im Lande" hat den Verlag Langewiesche veranlaßt, obiges Buch erscheinen zu lassen. Es ist wie eine Antwort auf die stumme Frage, ob überhaupt noch heute Interesse da sei für ein wesentliches Gesicht, hat man doch nur zu oft heutzutage den Eindruck, als ob das eigentliche Interesse am Menschengesicht nur den Tagesgrößen gälte, dem Boxer, der Tänzerin und der „schönsten" Frau Europas, und als hätte der „wesentliche" Mensch keine Nachfrage mehr. Dem, der Picards Buch vom Menschengesicht gelesen hat, fällt es nun geradezu entgegen, wie recht Picard hat mit seiner Auffassung vom Wesen des Menschengesichts, und wie das Haften am Ewigen und das Nichtdaranhaften den Ausdruck des Aufbauenden oder Zerstörenden geben. — Man mag über die Auswahl der Bildnisse nicht immer einer Meinung sein mit dem Herausgeber, man mag manches Gesicht noch dabei vermissen und manches möchte man gern missen. Aber Eines ist sicher: es sind herrliche wesentliche Gesichter darunter, Gesichter, die einem ins Leben hineinleuchten wie ein tröstlicher Stern in einer dunkeln Welt. — Wie ergreifend der edle Kopf Friedrich Naumanns aus seiner letzten Zeit! Gebeugt und traurig, als trüge er die Last und den Schmerz Deutschlands auf seinen Schultern — welche Größe und Reinheit der Gesinnung spricht aus jedem Zuge. Dann das gute zuverlässige Soldatengesicht Hindenburgs — festhaltend am Ewigen, mags um ihn herum toben.

So sind verschiedene Gesichter darunter von Gelehrten, Künstlern, Schriftstellern, die man immer wieder anschauen möchte, Geistern, die dem Geistigen dienen. Aber auch Bildnisse von Prominenten, die ganz dem Diesseitigen leben. Man liest es Jedem ab, weß Geistes Kind er ist. Es sind durchweg ausgezeichnete Photographien. Doch, nun erlebt man das Interessanteste. An der Vollkommenheit, die das beste moderne Lichtbild zu geben vermag, fühlt man die Grenze dessen, was Photographie überhaupt wiedergeben kann und was das beste Lichtbild immer schuldig bleibt: den eigentlichsten seelischen Gehalt, die Substanz eines Menschen gibt keine Photographie wieder! Ein Wort von Rodin steigt auf: „Die Seele eines Menschen spiegelt sich in keinem Apparat wider, nur wieder in einer Seele, und das Geheimnis des guten Bildnisses besteht im Unterstreichen des Wesentlichen und Fortlassen des Unwesentlichen: „car c'est un rien, qui fait l'art, un rien qui donne l'âme et l'essentiel." Diesem „Nichts" Form zu geben ist das Himmelsgeschenk für den Künstler.

Mathilde Battenberg

Ein Brief an den Herausgeber

24. 4. 30

... In der letzten Nummer steht ein Aufsatz über „Friedrich Naumann und die schlechten Wege in Palästina". Ich nehme an, daß Sie ihn vor der Aufnahme in Ihre Zeitschrift gelesen haben und seinen Inhalt billigen, da er ja wohl sonst nicht von Ihnen aufgenommen worden wäre. Deshalb richte ich meine Zeilen an Sie.

In heller Empörung zuerst und dann in wirklicher Betrübnis habe ich Ihr Blatt aus der Hand gelegt. Ist es möglich, ist es wirklich möglich, daß man in evangelischen Theologenkreisen sich der Gestalt Jesu Christi in der Weise nähert, daß man überlegt, ob er sich über die schlechten Wege in Palästina hätte aufhalten sollen, wie es zu erklären ist, daß er es nicht getan hat, wie das eventuell zu entschuldigen wäre usw. Ich kann es kaum über mich bringen, mich über dieses Thema weiter zu verbreiten, und doch fühle ich mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, wie derartige Erörterungen auf einen — ich hoffe recht großen — Teil Ihrer Leserschaft wirken. Ich verstehe sehr wohl, was der Verfasser gewollt hat, daß er eine mögliche Krise in der Jesusauffassung Naumanns und vielleicht auch Anderer an diesem Problem hat demonstrieren wollen — aber wen sollen derartige Erörterungen interessieren, erbauen, was soll dadurch für unser Bild von Jesus gewonnen werden? Ich muß ehrlich bekennen, schon die Tatsache, daß Naumann sich überhaupt mit dieser Frage befaßt hat, hat mich momentan verblüfft. Aber daß man in einem Blatt vom Rang der CW nun noch einmal eine Erörterung über diese Frage beginnt, daß dies auch noch eine Art Ehrung zu Naumanns 70. Geburtstag sein soll — das ist mir unbegreiflich.

Ich kann Ihnen ruhig bekennen, daß das evangelische Christentum, in dem ich erzogen worden bin, schon manchen Stoß von kirchlich-theologischer Seite hat aushalten müssen. Aber der Stoß, den es am Ostersonntagmorgen beim Lesen von „Friedrich Naumann und die schlechten Wege in Palästina" bekommen hat, war bis jetzt der stärkste, und ich hätte ihn von dieser Seite nicht erwartet. Ich würde mich freuen, wenn Sie noch recht viele Proteste gegen diesen Aufsatz bekämen; denn es würde in meinen Augen beweisen, daß in Ihrer Leserschaft lebendiges Interesse dafür vorhanden ist, wie uns von evangelisch-theologischer Seite das Bild der erhabenen Gestalt unseres Glaubens dargeboten wird — und daß wir dafür kämpfen wollen, sie von solch kleinlicher Behandlungsweise freizuhalten. —

Ich hoffe, ich habe verständlich ausdrücken können, was mir am Herzen lag. ...

Bemerkung des Herausgebers.

Dieser Brief war mir — um einen Ausdruck der Schreiberin zu wiederholen — verblüffend interessant. Dem Verfasser unsers Artikels wird es auch so gehen. 1899 erschien Naumanns „Asia". S. 114—119 enthält sie die einschlägigen Reflexionen. Welches Gewicht sie damals für ihn hatten, welchen Eindruck sie auf Andre machten, welchen Anteil ein Rückgreifen auf die Episode noch heute bei der noch heute lebenden Generation von damals weckt, über alles das verbreite ich mich nicht. Es genügt auf die meilenweite Entfernung hinzuweisen, welche Menschen von damals und Menschen von heute trennt. Es ist mir dafür noch kein so starkes Dokument begegnet, wie der Brief der mir bisher unbekannten Schreiberin, die übrigens Dr. jur. ist. Als Zeitungsmann kann ich für ihre temperamentvolle Zuschrift nur dankbar sein. Ich bemerke nur noch, daß es die einzige geblieben ist. Um so mehr werden sich ja nun die Leser ihre Gedanken machen. R

Von der deutschen Heidenmission

1

Wie wir bereits meldeten, hat der Deutsch-Evangelische Missionsbund dem Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein (der „Ostasien-Mission") die nachgesuchte Aufnahme verweigert. Hierauf ist folgende Antwort ergangen:

Wir nehmen Kenntnis von Ihrer Zusicherung freundschaftlicher Zusammenarbeit mit unserer Ostasien-Mission.

Wir bedauern schmerzlich, daß es Ihnen nicht möglich erscheint, unser Verhältnis durch Aufnahme in Ihren Bund enger zu gestalten.

Wir sind durch diese Entscheidung nach anderthalbjährigen Verhandlungen um so mehr betroffen, als, wie sich auch in Ihren Kreisen zeigt, einmal der offensichtliche Stand der theologisch-kirchlichen Gesinnung in Deutschland, sodann das Wesen und die Arbeit der Mission in der Gegenwart einen unüberbrückbaren sachlichen Zwiespalt zwischen Ihnen und uns ausschließt.

Wir unserseits werden nicht aufhören, uns auf unsere von Gott gesegnete Geschichte zu besinnen und mit Gottes Hilfe unser Missionswerk in seiner Eigenart weiter auszubauen.

2

Professor D. Witte von der Ostasien-Mission schickt uns eine Mitteilung über den bedauerlichen Rücktritt des Professors Dr. Hübotter von seinem soeben erst angetretenen Posten:

Professor Dr. Hübotter hatte vor seiner Ausreise in Berlin einen schweren Autounfall (eine lange Wunde am Hinterkopf und eine schwere Gehirnerschütterung). Scheinbar waren die Nachwirkungen dieses Unfalles vollständig ausgeheilt. Leider sind aber jetzt in Tsingtau so schwere Folgeerscheinungen dieses Unfalles zu Tage getreten, daß Professor Hübotter nicht imstande ist, seinen Beruf als Missionsarzt auszuüben. Er hat gebeten, ihn aus seinem Amt zu entlassen. Die Ostasien-Mission wird an seiner Stelle sofort einen schweizer Arzt als Missionsarzt aussenden.

Hierzu wird ferner gemeldet:

Schwester Hanni Moser unterhält in Tsingtau eine vorzüglich besuchte Poliklinik, in der täglich 100 bis 120 Patienten behandelt werden. Die Einrichtung des Dr. Wunsch-Krankenhauses wird in allernächster Zeit beendigt sein.

Zum 1. Juli ist ein junger chinesischer Arzt, Dr. Chen, der sieben Jahre in Deutschland studiert hat, als Assistenzarzt für den neuen hinauszusendenden schweizer Arzt berufen worden.

So ist zu hoffen, daß sich dies medizinische Werk trotz des Rücktritts von Professor Hübotter in Zukunft gedeihlich entwickeln wird.

3

Die Ostasien-Mission sucht einen jungen, auch verheirateten Pfarrer oder älteren Kandidaten, der bereit ist, als Missionar nach Japan (Kyoto) zu gehen. Lebenslängliche Anstellung und Altersversorgung ist gesichert. Auskunft erteilt Professor D. Witte, Berlin-Steglitz, Sedanstraße 40.

Wöchentliche Chronik

Doyen in Berlin. (Vgl. 1930 Nr. 5 Sp. 235 ff.): Die deutsche Regierung hat sich nach Fühlungnahme mit dem diplomatischen Corps entschieden, dem jeweiligen beglaubigten päpstlichen Nuntius aus Courtoisie das Dekanat zuzugestehen. FZ 313/15

In Preußen sind 1928 161 640 Personen aus der evangelischen Kirche ausgetreten gegen 305 584 in 1920 und 68 347 in 1924. In den letzten zehn Jahren haben 1 754 000 Menschen die evangelische Kirche verlassen, die katholische 300 000, von denen 200 000 in die Religionslosigkeit gegangen sind. Die Rücktritte zur evangelischen Kirche betrugen 160 000 (1921: 24 428, 1928. 17 002).

In Preußen ist seit 1. April jüdische Religionslehre als Haupt- und Nebenfach bei der wissenschaftlichen Prüfung für Lehramt an höheren Schulen zugelassen. Prüfung in Berlin und Breslau.

Die Kreissynode Berlin Stadt 1 hat das evangelische Lemkesche Lyzeum übernommen.

In Berlin haben sich die Reformierten unter dem Namen „Freunde des reformierten Bekenntnisses" zu einem freien Zusammenschluß zusammengefunden, um die 16 000 zu sammeln, die sich bei der letzten Volkszählung als evangelisch-reformiert bezeichnet haben.

Am 1. Mai ist das neuerbaute evangelische Predigerseminar in Düsseldorf unter der Leitung des Studiendirektors D. Dusse eröffnet worden.

Für das Schulgebet in Thüringen werden folgende fünf Gebete zur Auswahl geboten (die zu den Verhandlungen hinzugezogenen Vertreter des Landeskirchenrats und der Religionslehrer wollten die Verantwortung nicht übernehmen):

1. Herr Gott du wolleſt mit ſtarker Hand
In dieſer Zeiten Grauen
Die Heimat, das deutſche Vaterland,
Tief in die Herzen uns bauen.
Gott laß uns wachſen rein und groß,
Einſt hohen Dienſtes zu walten,
Des freien Volkes lichteres Los
In ſtarken Händen zu halten.

2. Hör an, o Herr, der Kinder Flehn,
Laß unſere Arbeit vorwärts gehn,
Gib unſeren toten Kriegern Ruh!
Die Witwen und Waiſen tröſte du!
Und gib uns Deutſchen wieder Kraft,
Die Freiheit uns und Frieden ſchafft.

3. Vater, in Deiner Allmacht Hand
Steht unſer Volk und Vaterland.
Du wahrſt der Ahnen Stärke und Ehr,
Biſt unſere ſtändige Waffe und Wehr.
Drum mach' uns frei von Betrug und Verrat,
Mach uns ſtark zu befreiender Tat,
Gib uns des Heilands heldiſchen Mut,
Ehre und Freiheit ſei höchſtes Gut.
Unſer Gelübde und Loſung ſtets ſei:
Deutſchland erwache! Herr mach uns frei!

4. Vater im Himmel,
Ich glaube an Deine allmächtige Hand,
Ich glaube an Volkstum und Vaterland.
Ich glaube an der Ahnen Kraft und Ehr,
Ich glaube, Du biſt unſere Waffe und Wehr,
Ich glaube, Du ſtrafſt unſeres Landes Verrat
Und ſegneſt der Heimat befreiende Tat.
Deutſchland erwache zur Freiheit.

5. Vater im Himmel,
Ich glaube an Deine Allmacht, Gerechtigkeit und Liebe,
Ich glaube an mein liebes deutsches Volk und Vaterland.
Ich weiß, daß Gottlosigkeit und Vaterlandsverrat unser Volk zerriß und verdichtete.
Ich weiß, daß trotzdem in den Besten die Sehnsucht und die Kraft zur Freiheit wohnt.
Ich glaube, daß diese Freiheit kommen wird durch die Liebe des Vaters im Himmel,
Wenn wir an unsere eigene Kraft glauben.

Im Haushaltsausschuß gefragt, gegen welche „art- und volksfremde Kräfte" sich diese Gebete richten, antwortete Innenminister Dr. Frick (laut „Vorwärts" wörtlich): „Ich will ganz offen sein. Wir brauchen uns da nichts vorzumachen. Die Entsittlichung des deutschen Volkes geht aus von rassenfremden Elementen, nämlich von den Juden."

Der Lübecker Landeskirchentag beschloß ein Kirchengerichtsgesetz und Änderungen zum Dienststrafgesetz und zum kirchlichen Wahlgesetz.

In der Pfalz ist es erreicht, daß kein protestantisches Kind mehr ohne protestantischen Religionsunterricht aufwächst. Rb 104

Von den Einnahmen des Verbandes für Freidenkertum und Feuerbestattung im Betrage von 3 750 000 M. werden nur 1 200 000 M. für die Bestattungskosten, die anderen $^2/_3$ für Agitation und Kapitalisierung verwendet. ED 18

Auf Antrag eines Kaufmannsverbandes in Metz hat der Präfekt von Lothringen die Genehmigung zur beschränkten Offenhaltung der Geschäfte an den in Lothringen bisher geschützten Karfreitag gegeben, von der allerdings nur schwacher Gebrauch gemacht wurde.

Die Orthodoxe Kirche in Polen hat sich den internationalen Kundgebungen gegen die russischen Religionsverfolgungen nicht angeschlossen; sie erklärt, in der Kirchenenteignung habe das heutige Rußland Polen noch nicht erreicht. In Rußland seien $2\,^1/_2$, in Polen aber 40 % der orthodoxen Kirchen enteignet worden. Evang 17

Stalin hat in einer Antwort auf eine Anfrage der amerikanischen Tageszeitung „Evening World" über die Stellung der sowjetrussischen Regierung zu Religion und Kirche gesagt: „Die Kommunistische Partei kann sich gegenüber der Religion nicht neutral verhalten. Sie führt einen Propagandafeldzug gegen jedes religiöse Vorurteil, weil sie die Wissenschaft vertritt, während religiöse Vorurteile mit der Wissenschaft unvereinbar sind." Die antireligiöse Propaganda sei auch das beste Mittel, um den Einfluß der reaktionären Geistlichkeit zu untergraben. Evang 17

Der Verband der Gottlosen hat in Leningrad eine Kinderuniversität errichtet, auf der in mehrmonatlichen Kursen Schulkinder zur Agitation unter ihren Mitschülern ausgebildet werden. An den ersten Kursen nahmen 240 Kinder teil.

Die Bäckereien und Läden der Moskauer Konsumgenossenschaften dürfen nicht das übliche Ostergebäck, sondern nur solches mit Sichel und Hammer verkaufen. SchwRefKirchz 16

Der Generalsekretär des Federal Council D. Macfarland ist zurückgetreten.

Der American Board hat eingewilligt, daß sein Besitz, Gebäude, Institut und Personal in China ohne Einschränkung in den Besitz der Chinesenkirche übergehen. Auch die 117 Missionare werden ganz der chinesischen Kirchenleitung unterstellt, in der noch einige Amerikaner sind.

In Karthago wurde zum 1500. Todesjahr eine Kolossalstatue Augustins errichtet.

Von Personen. Promoviert: Professor D. Karl Aner in Kiel zum D. von Halle; Professor Lic. Erich Fascher in Jena und Professor Lic. William Rockwell am Union Theological Seminary in New York zu DD. von Marburg. Gestorben: Max Maurenbrecher, Pfarrer in Mengersreuth (Thüringen); Pfarrer D. Wilhelm Thiele, lange Zeit Direktor des Reichsverbandes der evangelischen weiblichen Jugend, in Berlin; Kanso Utschimura in Japan. E St

Verschiedenes

Vom Antikirchentag der Kommunisten

Aus Leipzig hatten wir uns einen Bericht über den Antikirchentag bestellt. Hier ist er!

Über den Antikirchentag in Leipzig läßt sich insofern nichts Besonderes berichten, als merkwürdigerweise bei der ganzen Veranstaltung trotz vorheriger Ansage kaum eine bewußte antikirchliche Demonstration zu merken war. Der ganze Verlauf war eine rein politische Bewegung, die gegen den heutigen Staat unzweideutig schärfste Stellung genommen hat. Es ist dabei natürlich nach der Weise der Kommunisten hie und da gegen Kirche und Pfaffen beiläufig mit in Wort und Bild gehetzt worden, aber alle Beobachter sind darüber einig, daß von einem besonderen „Antikirchentag" nirgendwo die Rede sein konnte.

Bei dem allgemeinen Radau, der mit solchen Tagen verbunden ist, ist es auch zu Störungen der Ruhe in der nächsten Nähe von Kirchen gekommen, so insbesondere bei der Peterskirche, in deren unmittelbarster Nähe sich zwei Standquartiere der Roten befunden haben. Aber auch der hier am Karfreitag Abend amtierende Pfarrer hat ausdrücklich erklärt, daß es sehr schwer sei, besondere feindliche Absichten zu beweisen. Immerhin ist das Benehmen der roten Jugend stellenweise im höchsten Grade geeignet gewesen, das staatsbürgerliche Empfinden und den Anstand weiter Volkskreise zu verletzen. Die tiefbedauerliche Ermordung zweier Polizeibeamten, die dann zum Verbot aller weiteren Veranstaltungen geführt hat, steht mit der ursprünglich antikirchlichen Tendenz in keinem Zusammenhang.

Es ist meines Erachtens bedauerlich, daß die berechtigte Empörung aller staatsbejahenden Kreise in der bürgerlichen Presse zu einer über Gebühr starken Betonung der Störung der Gottesdienste und der Verletzung des evangelischen Empfindens geführt hat, zumal sich auch sonst die Bevölkerung wenig um Karfreitag und Sonntag kümmert. Auf diese Weise ist zu fürchten, daß die kirchlichen „Belange" wieder einmal vor den Karren der Politik gespannt werden.

Interessant ist auch die Stellungnahme der „Leipziger Volkszeitung". Früher konnte sie nicht radikal genug die Partei des Pöbels gegen die Polizei ergreifen. Diesmal tritt sie durchaus für die staatliche Polizei ein und redet von dem Mord an verdienten Polizeibeamten. Sind doch beide ermordeten Beamte (ein aus dem Mannschaftsstand hervorgegangener Polizeihauptmann und ein Oberwachtmeister) Mitglieder der SPD. Der gefallene Hauptmann war trotzdem Mitglied der Landeskirche und ist kirchlich beerdigt worden. Der Oberwachtmeister war aus der Kirche ausgetreten. Der an seinem Grabe sprechende Freidenkerredner hat nach Zeitungsbericht den Weltkrieg und den Kapitalismus für den geschehenen Mord verantwortlich gemacht.

Kritische Beobachter können den leisen Verdacht nicht ganz abwehren, daß die Polizei, in der Annahme, es handele sich um eine Art Kulturkampf, in der gewohnten Nichtachtung der Kirche sich zu wenig auf eine antistaatliche Bewegung eingestellt hat. Ist doch der Polizeipräsident Fleißner Sozialdemokrat und abhängig von der radikal kirchenfeindlichen „Leipziger Volkszeitung".

W B

Eine Kinderzeitung zum 18. Mai

Die Erziehunsabteilung der Deutschen Liga für Völkerbund wird eine einmal jährlich unter dem Titel „Jugend und Weltfriede" erscheinende Zeitung herausgeben, und zwar zum 18. Mai, dem Tag der Eröffnung der ersten Haager Friedenskonferenz (in den Schulen verschiedener Länder bereits als sogenannter „Tag des guten Willens" Good Wills Day eingeführt). Ähnliche Blätter erscheinen in französischer, englischer, holländischer, japanischer und walisischer Sprache. Das Blatt soll die Jugend für die Ideen des Friedens und der internationalen Verbundenheit gewinnen. Lehrerschaft, Jugendverbände und andere Organisationen werden um Unterstützung gebeten. Die Zeitung kann für 5 Pfennige das Stück, für 4 M. je 100 Stück durch die Deutsche Liga für Völkerbund, Potsdamer Straße 103 a, Berlin W 35, bezogen werden. Da der 18. Mai ein Sonntag ist, müßte das Blatt am 17. Mai an die Kinder verteilt werden, wenn der eine Zweck erreicht werden soll, die Jugend auf die am 18. Mai erfolgende Rundfunkbotschaft der Kinder von Wales aufmerksam zu machen.

Kleine Mitteilungen

Den Lesern wird heute ein sehr langer Artikel zugemutet. Aber wer irgendein Herz für unsre Kirche hat, wird das begreifen, wenn er ihn liest. Eines nur hat uns bei der Aufnahme beunruhigt: nützt er noch etwas? Ist nicht lex lata, das Gesetz gegeben? Und dann freilich begründet der Aufsatz einen schweren Vorwurf. Wie konnte das Gesetz beschlossen werden, ohne daß es zuvor der kirchlichen Öffentlichkeit vorgelegt wurde? Auch durch die Presse? Fürchtete man das Widereinander der Meinungen, so ist das doch nur ein Anzeichen dafür, daß die Sache nicht spruchreif war. —

Unsre evangelischen Brüder im Posenschen haben Ärgernis genommen an einem Artikel von Dr. Hermann Stöhr im vorigen Jahrgang Nr. 21: „Zur Lage der Posener Deutschen". Meine Leser wissen, wie ungern ich meinen Mitarbeitern Schranken setze, wenn ich in ihrer Darbietung einen berechtigten Kern sehe. Vergessen werden mir das nun die Posener nicht; aber vielleicht überzeugen sie sich doch von dem Ernst der Anteilnahme, mit der Dr. Stöhr ihnen nahesteht, wenn sie seinen Artikel lesen in der „Hilfe" Nr. 15 vom 12. April, Seite 392—399 über „die evangelische Kirche in Polen". —

„Verzweifelte Notschreie aus Rußland" versendet wiederum die Neusonnefelder Jugend (Quäkersiedlung) Heppenheim an der Bergstraße. Ganz erschütternd das Schicksal unsrer deutschen Bauern, die noch in Rußland sind. „Sofortige Hilfe tut not." Wahrlich! Aber wenn diese Blätter (die man sich kommen lasse, gegen ein Geringes oder mehr) nun alle Vereine, Kirchen und Regierungen aufrufen, so sollten sie sich selber sagen, daß diese etwas Eingreifendes und Durchgreifendes nicht tun können. Was die Liebe im Einzelfalle vermag, in Gottes Namen. Aber im übrigen gibt es nun doch nur ein Mittel: Gewalt gegen Gewalt! Das heißt in diesem Falle: Krieg. Wollen das diese Quäker? Wenn aber nicht, dann gilt es auch dies Kreuz der Ohnmacht auf sich zu nehmen und auf ferne Sicht zu sorgen. ...

Nebenbei: kein Wort von „Christenverfolgung" in diesen Briefen (meist aus der Krim). Wohl ist der Glaube schwer betroffen, wohl tobt sich Kirchenfeindschaft aus bis ins fernste Dorf. Aber die eigentliche Ursache des Elends ist der Fünfjahresplan, die Kollektivierung. Sie wird in rasender Eile betrieben, mit einem furchtbaren Fanatismus. Ja man kann sagen: mit einem religiösen. Und es ist in der Tat ein fast unentwirrbares Beieinander der (anti-) religiösen und wirtschaftlichen Energien da. —

Ein Flugblattverzeichnis, herausgegeben von der Apologetischen Zentrale Spandau-Johannesstift, ist zum Preise von 40 Pfennig erschienen. Bestellungen direkt beim Wichern-Verlag Spandau-Johannesstift. Aus dem Inhaltsverzeichnis: Glaubensfragen — Religiöse Vertiefung — Bibel — Jesus — Kirchenaustritt — Sekten. —

Die Besprechung von Heinrich Scholz „Eros und Caritas" Nr. 4 Sp. 183 konnte, zusammen mit dem Titel (denn wir Protestanten pflegen nicht von caritas zu sprechen), den Eindruck erwecken, als sei der Verfasser Katholik. Es fehlte auch bei der Wiedergabe des Titels der Charakter des Verfassers, der auf dem Buchumschlag nicht fehlt: „ord. Professor der Philosophie an der Universität Münster i. W." Die meisten unsrer Leser hätten sonst schon daraus ersehen, daß der Verfasser kein andrer ist als der uns wohlbekannte Bearbeiter Schleiermachers und Autor einer „Religionsphilosophie", zu unserm Bedauern vom theologischen Katheder auf das philosophische hinübergegangen, das er bis 1919 als Glied der evangelischen Fakultät Breslau innehatte. Ein „Unterton katholischer Christlichkeit" ist, abgesehn von der oben erwähnten Vorliebe für caritas (wir würden unser Bestes aus dem Wort agape gewinnen) dadurch herausgekommen, daß Scholz seine erwünschte Untersuchung nicht bis auf die reformatorische Theologie mit ausgedehnt hat. Aber über die Grenzen der Aufgabe, die er sich steckt, hat schließlich jeder Autor selbst zu bestimmen. —

Zu Sp. 485 Z. 4 v. u.: Feiler ist der Verfasser des Werkes „Die Entstehung des Christentums aus dem Geiste des magischen Denkens" (Jena, Diederichs 1927). —

Ein akademisch-sozialer Kursus unter Leitung von Professor D. Siegmund-Schultze und Professor Dr. Heyde findet vom 7.—12. Juni in Oberammergau statt, im Sommerlager des Versöhnungsbundes. Näheres durch die Geschäftsstelle Berlin O 17 Fruchtstraße 64 II. —

Der von D. Gogarten am 2. Oktober in Eisenach gehaltene Vortrag über „Wahrheit und Gewißheit" ist in „Zwischen den Zeiten" Heft 2 d. J. erschienen. Der Vortrag von Pfarrer Aé, den er uns in derselben Versammlung über das gleiche Thema Krankheit halber nicht halten konnte, erscheint demnächst in der „Christlichen Welt". Der Vortrag von D. Bultmann wird in die von ihm zu erwartende „Enzyklopädie" eingefügt werden. Es soll darnach eine Überschau über die ganze Verhandlung in unsern Spalten folgen. — Was Professor Delekat uns in Jena über „Rechtfertigung und Psychoanalyse" gesagt hat, gedenken wir in den nächsten zwei Nummern zu bringen, die zugehörige Aussprache in Nr. 96 des Korrespondenzblattes „An die Freunde". R

Auf die Deiche!

Das ist der Notruf an der Wasserkante, wenn das Meer mit seiner unheimlichen Wucht herandrängt, um fruchtbares Land zu überschwemmen und Menschenarbeit und Menschenleben mit seinen Fluten zu vernichten. Wie eine verderbenbringende Wasserflut brechen mehr und mehr über unser Volk und über unsere Jugend die Verwirrung der sittlichen Begriffe und die Zerstörung heiliger Ordnungen herein. Grausig sind die Zahlen, die von Geschlechtskrankheiten schon bei den höheren Schülern berichten. Was Lindsey von Amerika schreibt, gilt auch zum guten Teil für unser Volk. Die Ehe selbst ist in Gefahr, der Wille zum Kinde erlahmt. Eine geschäftstüchtige Industrie sucht die sittliche Haltlosigkeit und frivole Genußsucht bei Jung und Alt für ihre Zwecke nutzbar zu machen.

Wo sind die Felsen, an denen sich diese unheilvolle Flut brechen kann? Sie breitet sich aus, und steigt und steigt, und begräbt ein Stück des Lebens nach den andern mit ihren schlammerfüllten Wellen. Vielleicht ist diese langsame, doch stets ungehemmte Wucht der trägen Schmutzflut das Furchtbarste an unserer Lage.

Auf die Deiche!

So rufen wir mit im Chor der Stimmen, die angesichts der Lebensbedrohung unseres Volkes laut geworden sind. Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit gefährlichen, dämonischen Mächten, mit einem verderbenbringenden Geist.

Schon seit Jahren führt unsere Mission den Kampf gegen die Prostitution und sucht den Gefährdeten und Gescheiterten Rettung und Hilfe zu bringen. Aber nicht nur in diesen Kreisen sitzt heute das Uebel. Es frißt am „gesunden Mark" unseres Volkes. Daher wurde unsere Arbeit auf eine breitere Grundlage gestellt. Das drückt der neue Name „Volkswacht-Bund e. V." aus, den wir im Anschluß an unsere Zeitschrift „Christliche Volkswacht" gewählt haben.

Erziehung der Jugend

ist brennende Aufgabe. Mehr als die Meisten ahnen, wissen sie vom geschlechtlichen Leben. Das brauchte kein Schade zu sein. Es könnte ihr sogar zum Nutzen werden, wenn sie nur von den Abgründen der Sünde wüßte, die ihr drohen und sich verantwortlich fühlte für das Heiligtum, die Kraft und Schönheit des ihr anvertrauten Gutes. Nicht „Aufklärung" tut not, sondern Erziehung zu Ritterlichkeit und Mütterlichkeit im jungen Geschlecht. Nur so wachsen Männer und Frauen heran, die um die allseits bedrohte Ehe ein Bollwerk werden zum Schutze der Ehe, und ihren tiefsten Sinn von innen her erfassen, die sich dem „Wagnis" im Glauben und in der heiligen Liebe unterziehen, die wirkliche Kameraden werden und einer des andern Last trägt. Nur so können sie Hüter sein für die Familie und reifen heran für die Liebe zum Kind, die alle echten und tiefen Menschen beseelt hat und eine Brunnenstube der Kraft ist für unseres Volkes Zukunft.

Für Volkssittlichkeit und Familienaufbau

aus dem Geiste des Evangeliums zu wirken war und ist unser Ziel. Der erste, in langer Arbeit bewährte Berufsarbeiter zum Außendienst ist jetzt gewonnen. Er hat durch die Vorführung einer Ausstellung „Mutter und Kind", die er jahrelang in vielen Städten gezeigt hat, eine gründliche Kenntnis aller Fragen der Erbkunde, der geschlechtlichen Erziehung, der Elternberatung gewonnen. Die Zartheit des Empfindens und der Takt seiner pädagogischen Arbeit wird von allen Seiten gerühmt. Er wird zu Vorträgen auf Elternversammlungen, Gemeindeabenden, in Volkshochschulkursen und Schulen zur Verfügung stehen. Näheres wolle man schon jetzt bei uns erfragen. Ein wichtiger Teil der Volksmission soll ausgebaut werden und die bestehenden Arbeitszweige ergänzen. Für beides bitten wir dringend und herzlich um Eure Hilfe, um Eure Liebe und Eure Gaben.

Auf die Deiche!

Im Voraus Dank für alle Bereitwilligkeit zum Dienst.

Hamburg 5
Rautenbergstraße 11
Postscheck Hamburg 9201

Volkswacht-Bund e. V.
(früher Deutsche Mitternachtsmission e. V.)
Dr. Hermann Wagner

Versammlungskalender

18. Mai Luthertag Coburg
20. 21. Mai Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft Düsseldorf
22.—25. Mai Evangelische Wohlfahrtspflegerinnen Deutschlands Marburg
24.—26. Mai Evangelische Frauenhilfen Deutschlands Königsberg
1. Juni—1. Oktober Versöhnungsbund Sommerlager Oberammergau
7.—11. Juni Kreuzritter Kassel
7.—11. Juni Neuwerk Schlüchtern-Habertshof
7.—12. Juni Akademisch-sozialer Kursus Oberammergau
7.—14. Juni Neulandtag Eisenach
10.—12. Juni Evangelisch-Sozialer Kongreß Breslau
10.—13. Juni Gnadauer Pfingstkonferenz Halberstadt
13.—15. Juni Evangelische Studenten-Tagung Hohenfolms
15.—21. Juni Beethoven-Woche Schloß Elmau
18. Juni Theologische Konferenz Gießen
24. 25. Juni Jungevangelische Tagung Magdeburg
23.—25. Juni Deutscher Alkoholgegnertag Dresden
25. Juni Gedenkfeier der Augsburgischen Confession Augsburg
26.—30. Juni Deutscher Evangelischer Kirchentag Nürnberg
1.—5. August Religiöse Sozialisten Stuttgart
25.—30. August Theologischer und psychologischer Ferienkursus Genf
7 —12. September Reformierter Weltbund Elberfeld
8.—27. September Laienführerkursus Comeniushaus Spandau
10.—14. September Evangelischer Bund Coburg
14.—18. September Gustav Adolf-Verein Stuttgart
22.—25. September Lutherisches Einigungswerk Augsburg
28. September—2. Oktober Ostasienmission (AEPMD) Heidelberg
2.—4. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Augustusburg
6. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke.
Inhalt Nr. 17: Ostern (Hennecke). Werfels „Barbara" (Schubring). Im Dom (E. W. Schmidt). Badischer Brief. Ein Wort für und gegen Barth aus dem Jahre 1910 (W. Veit). Von gestern und heute (Das Vordringen Roms in Berlin und in der Mark Brandenburg). Christliche Kunst. Wieder einmal der Individualismus. Noch ein Wort über die Persönlichkeit). Büchertisch.
Inhalt Nr. 18: Enge Pforte und schmaler Weg (Hennecke). Christentum und Sozialismus (E. W. Schmidt). Altes und Neues: Calvin—Barth (Heinr. Hoffmann). Vom Thüringer Landeskirchentag 1930 (E. Heyn). Zur Verdeutschung von Psalm 33 (Goldschmit). Von gestern und heute (Gott behüte die Kirche vor ihren Freunden), Rücktritt von Professor Dr. Hübotter, Einer trage des Anderen Last, Eine Antwort von Licht und Leben. Eine evangelisch-soziale Studiengemeinschaft). Büchertisch.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12 267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 7. Juni

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des **Eugen Diederichs Verlages** in Jena bei. Um Beachtung wird gebeten.